

Berliner Gespräche zur Digitalen Integration – 11. Mai 2004
“Digitale Integration gesellschaftlicher Randgruppen“

Dr. Ulrich Sandl, Ministerialrat BMWA

Guten Abend, meine Damen, meine Herren, zum fünften Mal habe ich die große Freude, Sie zu den Berliner Gesprächen begrüßen zu können.

Wir haben wieder interessante Gäste hier, mit denen wir heute diskutieren wollen. Das Thema Digitale Integration hat viele Facetten. Wir haben uns in den letzten Monaten mit einigen wichtigen Bereichen befasst. Und ich freue mich, dass man dabei aus der manchmal sehr theoretischen Welt eines Ministeriums der Praxis zuhören und Anregungen bekommen kann. Wir hoffen, dass wir auch einiges an praktischen Anregungen geben können, auch an Vernetzungen und an Kontakten. Denn dann haben diese Gespräche ihr Ziel erreicht.

Ich bedanke mich bei Herrn Prof. Groebel, der zum fünften Mal die Moderation übernimmt, und wünsche Ihnen einen interessanten und – in Anführungszeichen – lehrreichen Abend.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Vielen Dank, Herr Sandl. Herr Sandl steht für das Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit und für leidenschaftliche Internetnutzung. Ich darf mich auch bei Prof. Kubicek bedanken, der für die Stiftung Digitale Chancen in Kooperation mit der Alcatel SEL-Stiftung für die Initiative steht.

Ich habe wieder das Vergnügen, diese Gesprächsrunde zu moderieren. Heute ist nicht nur interessant, was zu unserem Thema über Projekte zu berichten ist, sondern auch, wer diese Projekte vorstellt. Ich darf in die Eröffnung der Runde einsteigen und eine erste Frage stellen, die eher persönlicher Natur ist. Ich fange bei Frau Hestermann an. Was ist für Sie der persönliche Durchbruch gewesen, wo Sie gesehen haben, dass die Online-Welt eine Welt ist, die vieles Überraschendes, vieles Konstruktives anbietet?

Ulrike Hestermann, Technikzentrum für Mädchen und Frauen des Internationalen Bundes Frankfurt / Main

Meine Begeisterung für die Nutzung des Internet hat sich in meinem beruflichen Alltag eingestellt. Ich bin schon sehr früh im beruflichen Alltag eine begeisterte E-Mail-Schreiberin gewesen. Ich freue mich, wie wenig mit der Post zu verschicken ist und wie schnell man wichtige Nachrichten weitergeben kann.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Wir werden heute vor allem Faktoren ansprechen, die mit beruflicher Weiterbildung und mit unmittelbaren Aktivitäten gezielter Integration zu tun haben. Wir sollten uns aber auch klar machen, insofern hat es mit unserem Thema zu tun, dass die digitale Welt nebenbei auch sehr stark persönliche Kontakte, die nicht unmittelbar einem Ziel dienen, anregt.

Kommen wir zum nächsten, dem Generalsekretariatsvertreter des DRK. Herr Ungeheuer, was war Ihr Durchbruch in der Onlinewelt.

Hans-Jürg Ungeheuer, Generalsekretariat DRK

Meine größte Überraschung war, als ich meinen eigenen Namen in Suchmaschinen eingegeben habe. Sie halten es nicht aus, was da alles zutage kommt. Meine zweite Überraschung war der Versuch, die Billigstflugreisen zu nutzen, z.B. für 13 Euro nach Mailand, und dann zu versuchen, diese Angebote wirklich zu realisieren, möglichst dann noch für Verwandte. Da machen Sie dann interessante Wendeschleifen durch irgendwelche Bestellshops usw., wo Sie irrsinnig viel Zeit verlieren und zum Schluss, weil die Kreditkarte nicht für Dritte akzeptiert wird, vor dem Nichts stehen.

Um auf unser Thema zu sprechen zu kommen, ich mache es ja von Berufs wegen, dass wir für bestimmte Gruppierungen Inhalte aufbereiten und versuchen, hier auch ein gewisses Maß an Lebenshilfe zu geben. Für mich ist es ganz wichtig, dass wir überhaupt die Möglichkeit haben, über das Internet an eine große Zahl Leute heranzukommen und das zu einem Minimum an Kosten. Das ist für uns der Durchbruch.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Prof. Hendricks vom Institut für Bildung in der Informationsgesellschaft an der TU Berlin, auch an Sie die Frage: Geben Sie es zu, es war irgendein wissenschaftlicher Durchbruch, den Sie online mitgemacht haben.

Prof. Dr. Wilfried Hendricks, IBI, Institut für Bildung in der Informationsgesellschaft e. V. an der TU Berlin

Eigentlich überhaupt nicht. Das, was mich am „Onlinewesen“ interessiert und fasziniert, ist, mal wieder die Ambivalenz der Technik zu erfahren: Weil es auf der einen Seite ungeheuer arbeitserleichternd, aber auch gleichzeitig ungeheuer belastend ist. Dadurch, dass man im Handumdrehen eine Fülle von Arbeit auf den Tisch geschaufelt bekommt, die man sonst früher erst verteilt über viele Wochen bekommen konnte. Abgesehen von den vielen Mails, die man gar nicht haben will. Die belasten einen natürlich sehr stark, weil man manchmal doch denkt, vielleicht ist da was drin, dem man nachgehen sollte.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Ich komme zu Frau Sylke Freudenthal von der Veolia-Stiftung. Frau Freudenthal arbeitet mit Thomas Schepers und Uwe Kunz zusammen an diesem Projekt. Frau Freudenthal, zunächst an Sie die Frage, was denn Ihr Haupt-Online-Erlebnis war.

Sylke Freudenthal, Veolia Stiftung

Was mich am meisten beeindruckt, ist nach wie vor die Suchmaschine Google. Ich habe einen achtjährigen Sohn, der sehr viele Fragen stellt. Und auch auf eigene Fragen kann man über diese Suchmaschine viele Antworten finden. Das Internet ist in vieler Hinsicht schneller und effektiver als Bücher, die natürlich auch zur Verfügung stehen.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Und nun noch Dr. Nikolaus Schmitt-Walter von SevenOne Media, auch an Sie zunächst die eher persönliche Frage, was Ihnen denn Spaß gemacht hat.

Dr. Nikolaus Schmitt-Walter, SevenOne Media GmbH

Bei mir ist es ähnlich wie bei Frau Freudenthal. Für mich ist auch die Verfügbarkeit von Informationen das Interessante gewesen, Informationen jeglicher Art, sei es beruflich, privat, einfach nur kurz was einzugeben und sofort das Gesuchte verfügbar zu haben. Ich kann mir kaum mehr vorstellen, wie wir das noch vor zehn Jahren gemacht haben, irgendwelche Bücher aus Büchereien ausgeliehen und gewälzt, das geht jetzt deutlich einfacher. Wichtig ist zweitens der Austausch mit Leuten, die sich auch für diese Themen interessieren, die Experten sind oder eine Meinung dazu haben, ein neues Kommunikationsmittel praktisch zur Verfügung zu haben.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Für mich ist Internet wichtig, weil es mir durch die eigentlich etwas merkwürdige Freizeitkombination aus alternativer Rockmusik oder Independent-Musik und andererseits einem besonderen Genuss an Havannazigarren gelungen ist, mit Leuten weltweit in Kontakt zu kommen. Ich dachte immer, in dieser Kombination würde man ganz alleine dastehen, aber es gibt doch noch mindestens zwölf andere Leute, mit denen ich in Kontakt gekommen bin. Die saßen dann an so interessanten Orten wie Mexiko-City Süd. Das war für mich ein interessantes Erleben. Und ich glaube, auch das hat was mit unserem Thema zu tun, wenn man zu einer sehr speziellen Gruppe gehört, dass die digitale Welt eben nicht nur Wissen vermittelt, sondern auch soziale Kontakte.

Sylke Freudenthal, Veolia-Stiftung

Guten Abend. Ich freue mich, Ihnen über das Internetcafé für wohnungslose Menschen in Berlin zu berichten.

Es mutet noch heute grotesk an, was einst den Ausschlag für die Idee dieses Internetcafés für obdachlose Menschen gab. Im Herbst 2001 veröffentlichte der Berliner Senat seinen so genannten *Kältewegweiser* zunächst ausschließlich im Internet. Erst ab Mitte Dezember standen die Informationen über Übernachtungs- und Aufwärmmöglichkeiten auch in den Berliner Straßenzeitungen. Es war offensichtlich, das Internet versprach Möglichkeiten

und Chancen für alle. Tatsächlich gingen sie jedoch an den Wohnungslosen gänzlich vorbei.

Wie kann man dem begegnen? Da gab es den Gedanken, kommerzielle Internetcafés in den Vormittagsstunden für benachteiligte Menschen zu öffnen. Doch das nicht den Normen entsprechende Äußere einzelner Betroffener mag manchen abschrecken. Da gab es die von AOL in Szenelokalen bundesweit initiierten *Public-Access-Points*. Doch die Zugangsschwelle ist auch hier recht groß und der erwartete Verzehr ein zusätzlicher Nachteil.

Die Akteure des Vereins [Die Stütze](#) haben das Träumen noch nicht verlernt und angesichts des Dilemmas reifte ihre eigene Idee. In ihrem Treffpunkt in der Bastianstraße sollte ein Raum mit PC ausgestattet werden und ein Internetcafé für Wohnungslose entstehen, das nicht nur Wohnungslosen, der Hauptzielgruppe, sondern allen sozial ausgegrenzten Menschen – Arbeitslosen, Sozialhilfeempfängern, Rentnern – einen kostenlosen Zugang zum Internet bietet, mit Kursen zur Einführung in die Arbeit mit Computern und Informationsmöglichkeiten zu Themen wie Gesundheit und Soziales.

Die Stütze hielt Ausschau nach möglichen Partnern zur Realisierung dieses Vorhabens und fand sie in der [Veolia Stiftung](#), damals noch Stiftung Vivendi Universal. Die Veolia Stiftung ist im Januar 2001 gegründet worden und hat sich das Wirken gegen Ausgrenzung und Arbeitslosigkeit zum Ziel gesetzt. Sie wird finanziert von Veolia Environnement, einem internationalen Umweltunternehmen, das seit den 90er Jahren in Berlin und Brandenburg aktiv ist. Bekannt ist Veolia hier vor allen Dingen durch seine Beteiligung an den Berliner Wasserbetrieben und das Verkehrsunternehmen Connex. Die Veolia Stiftung fördert Projekte, die Menschen in Beschäftigung integrieren und die mit ihren Dienstleistungen das soziale Leben bereichern. Jedes geförderte Projekt, das ist die Besonderheit dieses Konzepts, wird von einem Mitarbeiter der Unternehmensgruppe in Patenschaft übernommen und persönlich begleitet.

Zu den Auswahlkriterien der Veolia Stiftung zählen die angestrebte Beschäftigungswirkung, der soziale Nutzen, die langfristige Ausrichtung des Projekts und der Neuigkeitswert.

Das Internetcafé für obdachlose Menschen erfüllte alle Kriterien. Sozialer Nutzen und Neuigkeitswert standen außer Frage. Allein die Beschäftigungswirkung, in der Regel ein zentrales Auswahlkriterium fand sich angesichts der Zielgruppe auf sehr niedrighochschwelligem Niveau wieder. Positiv wirkte sich aber ein Programm unserer französischen Schwesterstiftung aus, das sich mit dem Thema *fracture numerique*, dem französischen Begriff für digitale Ausgrenzung, widmete und für das nun auch in Deutschland Beispielprojekte gesucht wurden.

So fiel die Förderentscheidung der Veolia Stiftung im Sommer 2002 zugunsten des Projekts aus. Und im Juli übergab der Projektpate, ein Mitarbeiter der Berlinwasser-Tochtergesellschaft BerliKomm, den Fördermittelscheck in Höhe von 7.500 Euro. Mit dem Geld wurden fünf PC angeschafft, einschließlich Bildschirmen, Software, Netzwerkinstallation. Und das Internetcafé öffnete seine Pforten im Januar 2003, seitdem täglich montags bis donnerstags von 10.00 bis 17.00 Uhr und freitags von 10.00 bis 16.00 Uhr.

Die ersten Nutzer erscheinen in aller Regel kurz nach 10.00 Uhr. Es sind überwiegend junge Menschen, die seit längerer Zeit in Einrichtungen des betreuten Wohnens leben. Sie begeben sich dann in der Regel sofort in die Chat-Rooms. Ab 13.00 Uhr kommen Erwachsene unterschiedlicher Altersgruppen. Sie nutzen das Internetcafé vor allem als preisgünstige Informationsquelle. Erste PC- und Internetkurse wurden rege wahrgenommen.

Allerdings ist die Stütze mit ihrem Internetcafé noch längst nicht am Ende ihrer Wünsche angelangt. Bisher ist es noch nicht gelungen, ein kontinuierliches Kursangebot einzuführen. Die Mittel für eine Honorarkraft konnten bisher noch nicht akquiriert werden. Andererseits sind in dem einen Jahr des Bestehens des Cafés Kooperationen entstanden, die zukunftsweisend sind. So bietet der

Arbeitskreis Neue Erziehung im Internetcafé einen Interneteinführungskurs für Migrantinnen, der übrigens hier in einer der Runden auch schon vorgestellt wurde, der sehr gut ankommt.

Diese Art der Zusammenarbeit mit anderen Trägern und anderen Anbietern von Kursinhalten soll ausgebaut werden. Derzeit gibt es Gespräche mit *Gangway*, einem Verein der Jugendsozialarbeit, um nach dem gleichen Vorbild auch für diese Zielgruppe Angebote zu entwickeln.

Das Nachdenken über das Internetcafé für wohnungslose Menschen ist für mich immer wieder erschütternd und ermutigend zugleich. Menschen, die keinen festen Wohnsitz haben, finden durch das Projekt der Stütze zumindest eine eigene Mail-Adresse. Und so klein dieser Schritt in das ganz normale Leben sein mag, trägt er doch die Hoffnung, dass ein Teil dieser Randgruppen den Anschluss nicht gänzlich verliert.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Vielen Dank, Frau Freudenthal. Gestatten Sie mir direkt eine Nachfrage. Was genau und wie genau wird das Internet von denen genutzt, die es bislang genutzt haben?

Uwe Kunz, Verein Die Stütze e. V.

Wie Frau Freudenthal schon sagte, die jungen Leute, die früh kommen, chatten überwiegend. Wenn man sie nicht irgendwann vom Rechner vertreibt, chatten die den ganzen Tag. Die Erwachsenen surfen im Internet, also schauen sich unterschiedliche Anbieter an. Was auffällig ist, ganz selten wird gespielt. Es wird entweder Information abgerufen oder kommuniziert. Das sind die Hauptsachen, die bei uns ablaufen.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Gibt es in anderen Bundesländern vergleichbare Initiativen und vielleicht sogar so etwas wie eine übergreifende Geschichte oder ist es eher eine lokale Initiative?

Uwe Kunz, Verein Die Stütze e. V.

Es gab von der Initiative D21 mal den Versuch, Internetcafés in Sozialeinrichtungen zu etablieren. Es greift nicht richtig, so ähnlich wie *Schulen ans Netz*. Es gibt einige Internetcafés in Berlin. Es gibt eins von der Berliner Stadtmission, eins vom Verein MOB e.V. Es gibt zwischenzeitlich also Bestrebungen in der Stadt und auch in Düsseldorf. Es gibt nach meinem Wissensstand in Deutschland sechs, sieben ähnliche Einrichtungen.

Frage aus dem Publikum an Herrn Kunz

Haben Sie statistische Benutzerzahlen?

Uwe Kunz, Verein Die Stütze e. V.

Es ist so, dass ab nachmittags halb Eins das Café voll belegt ist mit einer Warteschleife. Wir können in etwa davon ausgehen, dass das Café zu 80 % genutzt wird. Es hat uns selbst verwundert, wie stark die Nachfrage gerade im Wedding, der sozial ein sehr schwacher Kiez in Berlin ist, doch vorhanden ist.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Wir kommen jetzt zu Frau Hestermann vom Technikzentrum für Mädchen und Frauen des Internationalen Bundes Frankfurt. Sie wird ein Thema etwas gezielter ansprechen, das sich auch ein bisschen während der letzten Veranstaltung durchzog, nämlich die Frage: Was ist heute mit Frauen, die wir natürlich, was die Internetbenutzung allgemein betrifft, nicht mehr als eine besondere Gruppe ansehen können. Trotzdem gibt es natürlich Frauengruppen, niedrig qualifizierte junge Mädchen, für die vielleicht noch mal speziellere Bedingungen wie für ähnlich niedrig qualifizierte Jungs gelten.

Ulrike Hestermann, Technikzentrum für Mädchen und Frauen des Internationalen Bundes Frankfurt / Main

Guten Abend meine Damen und Herren. Ich freue mich sehr, einen Teil unserer Arbeit, des Technikzentrums für Mädchen und Frauen in Frankfurt am Main, vorstellen zu dürfen.

Unsere Einrichtung besteht seit über zehn Jahren und beschäftigt sich mit der Berufsorientierung, Qualifizierung und Ausbildung von Mädchen und jungen Frauen im Übergang Schule / Beruf. Wir setzen einen besonderen Fokus auf die praktische Veränderung des Berufswahlverhaltens von jungen Mädchen. Es ist Ihnen vielleicht bekannt, dass das Berufswahlspektrum sehr eng ist. Wir versuchen es, insbesondere um technische und handwerkliche Berufe zu erweitern. Zu den technischen Berufen zählen wir auch IT-Berufe. Insofern geht es uns auch schon immer um die Vermittlung von IT-Kompetenzen.

Heute Abend geht es um ein eher kleines Projekt. Es heißt „*Was kostet das Leben?*“ Es ist entstanden im Kontext eines Modellprojekts des Deutschen Instituts für Erwachsenenbildung, das sich DIE Alpha nennt. In diesem Modellprojekt, an dem auch drei weitere Einrichtungen beteiligt sind, geht es darum, innovative Ansätze in der Grundbildung auf der Grundlage Neuer Medien zu versuchen. Das haben wir gemacht und haben eine kleine multimediale Selbstlernerinheit für Mädchen und junge Frauen entwickelt.

Was kostet das Leben? ist aber nicht nur diese kleine Lernsoftware, die wir noch am entwickeln sind, sondern *Was kostet das Leben?* ist als Lernmodul schon seit vielen Jahren Bestandteil unserer praktischen Arbeit, weil die Frage, was das Leben kostet, etwas ist, was die Mädchen und jungen Frauen umtreiben sollte. Wir wissen aber, dass sie keine sehr genauen Vorstellungen davon haben.

Die Zielgruppe unserer Einrichtung sind Mädchen und junge Frauen zwischen 14 und 27. Wir haben diese Lernsoftware mit einer speziellen Gruppe ausprobiert, getestet und auch auf diese Gruppe zugeschnitten. Das sind junge Frauen im Alter zwischen 16 und 25, überwiegend mit Hauptschulabschluss, wobei der formelle Hauptschulabschluss nicht immer etwas über das Qualifikationsniveau aussagt. Und es sind überwiegend Migrantinnen in dieser Gruppe vertreten.

Der Ausgangspunkt unserer Überlegungen bestand aus verschiedenen Aspekten. Einer ist der, dass die jungen Frauen keine präzisen Vorstellungen davon haben, was Lebenshaltungskosten sind, in welcher Größenordnung sie anfallen, woraus sie sich zusammensetzen, dass sie auf der anderen Seite wenig Informationen darüber haben, wie Berufsbilder aussehen, was die Tätigkeitsprofile sind, welche schulischen Anforderungen man mitbringen muss, was da eigentlich genau zu tun ist. Und auf der anderen Seite wissen sie oft auch nicht, was man in den Berufen dann verdient.

Hinzugekommen ist eine andere Beobachtung, mit der wir uns auch in der täglichen Praxis beschäftigen. Das ist die mangelhafte Qualifizierung der Schülerinnen und der zukünftig Auszubildenden in den Grundrechenarten. Wir können nicht mehr davon ausgehen, dass eine Hauptschulabgängerin dazu in der Lage ist, die rechnerischen Anforderungen, die eine Ausbildung an sie stellt, zu bewältigen. Im Sprachlichen finden wir parallel dazu eine eingeschränkte Literalität. Das heißt die Fähigkeit, nicht nur Schreiben und Lesen zu können, sondern auch Sprache und komplexere Texte zu verstehen, ist oft nicht ausreichend vorhanden.

Daraus ist im Kontext mit diesem Modellprojekt, wo es dann darum ging, das Ganze in eine PC-gestützte Software zu verwandeln, die Idee entstanden, ein komplexes Lernprogramm zu entwickeln. Wobei das *komplexe* nicht gleichzusetzen ist mit kompliziert, sondern beschreiben soll, dass dieses Programm viele verschiedene Ebenen miteinander verknüpfen und vor allem für unterschiedliche Nutzerinnen zugänglich und sinnvoll sein soll.

In diesem Lernprogramm sollen weiterhin mathematische und sprachliche Grundbildung streng mit lebensweltlichen Bezügen und der Berufswahl verknüpft werden. Weiterhin soll die Arbeit mit diesem Programm mit der Nutzung des Internets verbunden werden. Es gibt Aufgabenstellungen, die auch darin bestehen, eine Recherche im Internet durchzuführen und das Ergebnis der Recherche dann z.B. in eine Rechenaufgabe wieder mit einzubeziehen.

Um Ihnen das vielleicht ein bisschen deutlicher zu machen, einige Beispielthemen: Das sind die Lebenshaltungskosten, Berufe und ihre Verdienste. Was ist eine Lohn- und Gehaltsabrechnung? Was ist Bruttolohn, was ist Nettolohn? Welche Sozialversicherungsanteile fallen an? Das Thema Versicherungen, das auch gut im Internet zu recherchieren ist, und nicht zuletzt das Thema Kredite, Schulden und Sparen, was bei unserer Zielgruppe lebensperspektivisch ein großes Thema ist.

Ich habe aus dem Programm eine Seite herauskopiert, um es zu veranschaulichen. So wie das Programm bis jetzt besteht, gibt es eine einführende Geschichte mit einem Lückentext. Die Geschichte führt zum Thema hin und ist als Lückentext zu bearbeiten. Im Zentrum des Programms steht dann diese Tabelle, in der die verschiedenen Posten der Lebenshaltungskosten aufgeführt sind. Die Aufgabenstellung ist so konzipiert, dass die einzelnen Posten, die aufgeführt sind, zu errechnen sind. Es gibt dann Info-Seiten und Bearbeitungsseiten, auf denen die Nutzerinnen berechnen müssen. Die Ergebnisse ihrer Berechnungen sind dann einzutragen. Daraus bildet sich am Ende die Gesamtsumme.

Wir haben das Ganze konsequent interaktiv gestaltet. Es gibt Rechenseiten zum Thema Miete. Das Programm hat inzwischen insgesamt 40 Seiten und es gibt zu jedem Thema verschiedene Zugänge. Es geht um Begriffszuordnungen. Es gibt Infoseiten. In jedem Fall ist es immer interaktiv mit verschiedenen Methoden – mit *multiple-choice*, *drag and drop*, *single-choice*, Lückentext. Die Lückentexte sind auch noch einmal variiert.

Wir haben dieses Programm mit einer Gruppe von 15 jungen Frauen, die unsere Qualifizierungsmaßnahme besuchen und sich auf eine Ausbildung vorbereiten, getestet. Diese Gruppe bringt ziemlich heterogene Bildungsvoraussetzungen mit. Vom Ergebnis waren wir positiv überrascht. Unsere Teilnehmerinnen waren mit großer Begeisterung bei der Sache. Ihr Arbeitsverhalten war von hoher Konzentration und Ausdauer gekennzeichnet.

Wir haben nach unseren Beobachtungen im Probelauf die Teilnehmerinnen alle jeweils auch zu ihrer eigenen Einschätzung befragt.

In diesen Gesprächen zeigte sich, dass die Nutzerinnen sich motiviert fühlen, sich mit dem Thema weiter auseinanderzusetzen, weil sie das gerne am PC machen. Die Medienkompetenz hat sich insoweit verbessert, als die Nutzerinnen Bestätigung erfahren, dadurch, dass sie das Programm weitgehend selbständig absolvieren. Sie lernen in den Programmen, was für die Internetnutzung ganz wichtig ist, Informationen weiter zu verarbeiten. Das Programm hat eine relativ einfache Struktur. Das erlaubt den Teilnehmerinnen, sich auf die eigentliche Aufgabenstellung zu konzentrieren und verleitet nicht dazu, wild herumzuklicken. Und schließlich macht die Arbeit mit dem Programm Spaß. Das haben alle so gesagt. Auf die Frage, ob sie etwas gelernt hätten, haben alle die Frage verneint. Ich habe mir dann erklären lassen, was sie unter *Lernen* verstehen. Lernen macht eben keinen Spaß. Lernen heißt in ihrer Vorstellung, ich sitze da und rechne oder schreibe und mache irgendetwas ziemlich Stupides, was ich eigentlich nicht so gerne tue.

Für uns ist das Resultat dieses ersten Versuches, dass der Transfer zwischen Virtualität und Lebensweltbezug, der immer auch immer hin und hergeht, auch für diese Zielgruppe den Zugang zu Ressourcen des Internets erlaubt. Wir versprechen uns von der Weiterentwicklung eine positive Entwicklung der Medienkompetenz und der Zugangsmöglichkeiten dieser Zielgruppe.

Unsere Perspektive ist die, dass wir gerne an dem Programm weiterarbeiten und das Konzept, das nur in kleinem Umfang realisiert wurde, vollständig umsetzen möchten. Das Modellprojekt neigt sich jetzt seinem Ende zu und wir sind auf der Suche nach neuen Kooperationspartnerinnen. Wer sich über dieses Projekt oder die anderen Modelle informieren möchte, kann das unter www.die-alpha.de tun. Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Da geht meine Frage gleich nach Köln, ob da etwas Vergleichbares ist.

Dr. Marita Alami, forumF - IT-Kompetenzzentrum

Ich habe Einiges wieder erkannt. Ich habe eben deshalb reagiert, weil wir das aus der Arbeit mit bildungsbenachteiligten Mädchen auch kennen, dass das Lernen – wenn es Spaß macht und auf unterhaltsame Art präsentiert wird – durchaus nicht als solches wahrgenommen wird. Und Vergleichbares gibt es in Köln vielleicht insofern, als dass Selbstlernsoftware oder *E-Learning* bei uns zum Einsatz kommen in einem Selbstlernzentrum für Mädchen und Frauen. Allerdings produzieren wir die Lerneinheiten nicht selbst, sondern greifen auf ausgesuchte Standardsoftware zurück. Vielen Dank.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Frau Hestermann von meiner Seite noch eine Frage: Wir haben gesehen, dass vieles, was sich in der digitalen Welt tut, mit dem korrespondiert, was in der nicht digitalen Welt passiert. Gilt auch für die digitale Welt, dass bestimmte Dinge, die Sie anbieten, sehr spezifisch für Mädchen sind? Oder würden Sie sagen, Sie arbeiten zwar mit benachteiligten Mädchen, aber dieses Grundprinzip ist genauso exakt für Jungs anzuwenden? Oder sehen Sie Unterschiede?

Ulrike Hestermann, Technikzentrum für Mädchen und Frauen des Internationalen Bundes Frankfurt / Main

Wir haben uns mit dieser Frage befasst. Wir geben seit zehn oder elf Jahren Computerkurse für Mädchen unterschiedlicher Altersgruppen und haben versucht, den anderen Zugang, den Mädchen haben, didaktisch zu berücksichtigen. Ein ganz wesentliches Kriterium ist, dass die Mädchen ergebnisorientiert arbeiten wollen. Mädchen haben kein Interesse daran, irgendwie am Computer herumzuspielen, wenn das nicht mit einer konkreten Aufgabe und Fragestellung verbunden ist. Wenn wir motivieren wollen, arbeiten wir sehr stark produktbezogen. Wir versuchen immer, das Lernen in einem Programm mit einem Produkt zu verbinden. Früher waren Produkte Visitenkarten. Das haben wir inzwischen hinter uns gelassen und machen Mauspads und T-Shirts und solche Sachen.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Vielen Dank. Ich möchte auf etwas zurückgreifen, was in einer früheren Runde angesprochen wurde, was ganz interessant war. Da ging es um die Gruppe der Landfrauen. Dort schien ein Problem zu sein, dass – wenn Frauen mit Männern zusammen nur einen Computer benutzen – die Chance für die Frauen, den Zugang zu kriegen etwas geringer ist, weil der Computer wie ein „aufgetunter“ Wagen erst mal als Männerdomäne angesehen wird. Ich unterstelle mal, dass das bei Ihnen durchaus ähnlich sein könnte.

Ulrike Hestermann, Technikzentrum für Mädchen und Frauen des Internationalen Bundes Frankfurt / Main

Beim Verhalten am Computer kann man ähnliche Dinge beobachten wie das auch bei handwerklichen und technischen Betätigungen der Fall ist. Wir haben in unserer Einrichtung auch Werkstätten, wo wir Mädchen die Möglichkeit geben, selber festzustellen, dass sie sehr wohl Technik beherrschen. Und wenn wir auf den Rechner zurückkommen, ist es oft so, dass die Jungs automatisch davon ausgehen, dass sie das können und auch dann gern mal schnell die Maus in die Hand nehmen, *ach, ich zeig dir das jetzt*, anstatt das Mädchen machen zu lassen. Um noch ein nettes Beispiel zu erzählen: Es gab in der Schweiz eine Untersuchung und Befragung von Jungs und Mädchen zu Begriffen aus der Computerwelt. Unter diese Begriffe wurden auch solche gemischt, die gar nicht existieren. Die Jungs waren trotzdem alle überzeugt, dass sie sämtliche Begriffe kennen!

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Das zeigt, dass die Frauen demnächst das Rennen sowieso machen werden und die armen Männer ihr Selbstbewusstsein zum Teil nur noch daraus beziehen, dass sie glauben, besser mit den Maschinen, mit den Autos umgehen zu können. Lassen Sie uns die Illusion bitte noch einen Moment.

Herr Hendricks, was meinen Sie dazu? Wie sieht es bei Ihnen zu Hause aus? Und dann gehen wir zur Internetnutzung im Strafvollzug.

Prof. Dr. Wilfried Hendricks, IBI, Institut für Bildung in der Informationsgesellschaft e. V. an der TU Berlin

Bei drei Frauen und zwei Männern zu Hause ist das relativ ausgewogen.

Meine Damen und Herren, die meisten Straffälligen, über die ich hier berichte, haben einen unterdurchschnittlichen Bildungsstand. Nach der Haftentlassung erschwert in der Regel ihre gering ausgeprägte formale und inhaltliche Kompetenz die Aufnahme oder den Erhalt einer Beschäftigung bzw. einer beruflichen Weiterqualifikation. Der Aufbau eines zukünftig unbescholtenen Lebens gestaltet sich schwierig. Und die daraus für die Gesellschaft resultierenden Belastungen sind beträchtlich.

Aus diesem Grund haben sechs Bundesländer in Norddeutschland seit 2002 die Gemeinschaftsinitiative der EU, *EQUAL - Gemeinsam mehr erreichen*, wahrgenommen. Es gibt drei Leitbegriffe, die [EQUAL](#) kennzeichnen: Es geht um Engagement für Chancengleichheit; es sollen bessere Beschäftigungsmöglichkeiten angestrebt werden; und es sollen Diskriminierungen in der Arbeitswelt beseitigt werden. Das sind Leitbegriffe, unter die das Projekt e-LiS, E-Learning im Strafvollzug, gestellt werden konnte.

Damit ist dieses Projekt eingebettet in einen europaweiten Verbund von 1.500 Entwicklungspartnerschaften. So nennt man die Konsortien, die sich zusammengefunden haben. Allein 100 sind in der Bundesrepublik mit 1.100 Teilprojekten tätig, also eine Menge an Projekten, die sich in EQUAL zusammengefunden haben. Davon sind zwei Entwicklungspartnerschaften im Auftrag der Justizverwaltungen tätig.

Welche gemeinsamen Interessen haben diese Entwicklungspartnerschaften?

a) Es ist deutlich erkennbar, dass in der bisherigen allgemeinbildenden und beruflichen Ausbildungs- und Bildungspraxis in den Justizvollzugsanstalten die Informations- und Kommunikationstechnologien in den letzten Jahren zu kurz gekommen waren. Man möchte durch die Nutzung dieser Technologien das Lernen – sowohl beruflicher als auch allgemeinbildender Inhalte – verbessern.

b) Man wollte ferner - und es zeigt sich, dass es auch gut funktioniert - die Beschäftigungsfähigkeit von inhaftierten und straffällig gewordenen Menschen fördern. Inhaftiert und straffällig ist nicht identisch. Nicht alle, die straffällig geworden sind, werden auch inhaftiert. Es gibt auch e-LiS-Teilprojekte, in denen außerhalb des normalen Strafvollzugs Angebote gemacht werden.

c) Es sollen neue Beschäftigungsfelder innerhalb der Strafvollzugsanstalten erschlossen werden, die im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologien angesiedelt sind. Mit ihnen sollen neue Beschäftigungsmöglichkeiten für die Tätigkeit später außerhalb der Haftanstalten erprobt werden. Das sieht am Beispiel von e-LiS so aus, dass man zum Beispiel Computerrecycling betreibt in einigen Haftanstalten, um damit den in der Regel jungen Männern einen Zugang zu der Tätigkeit im Umfeld der IuK zu ermöglichen.

d) Ein wichtiger weiterer Punkt ist, dass viele Strafgefangenen bei den diversen Kompetenzbereichen auch ein ausgeprägtes Defizit im Bereich der Medienkompetenz haben. Die Autoren des Antrags sind davon ausgegangen, dass man – wenn es gelingt durch eine stärkere Entfaltung der Medienkompetenz, die Menschen für das Leben in der Informationsgesellschaft fitter zu machen – ihnen dann auch einen Weg zu einer erfolgreichen Resozialisierung bereiten kann.

e) Ein weiterer wichtiger Aspekt: Es gibt Lernsondergruppen in den Haftanstalten – z. B. Lernschwache oder Ausländer –, die mit den üblichen Bildungsangeboten nicht so gut zurecht kommen. Sie sollen mit Mitteln des E-Learning effektiv gefördert werden. Da kann man durch spezifische Softwareangebote die Entwicklung der Fähigkeiten im mathematischen oder sprachlichen Bereich fördern. Es gibt eine weitere Lernsondergruppe. Das sind die - wenigen - Frauen. In den Haftanstalten sind überwiegend Männer, jugendliche oder erwachsene. Auch für sie können durch Möglichkeiten im Bereich des E-Learning zielgruppenspezifische Angebote gemacht werden. In den einzelnen Haftanstalten werden Lernangebote für die Lernsondergruppen

entwickelt, die über das Netz – so die Hoffnung und Erwartung der Projektverantwortlichen – oder durch CD-ROM oder DVD verteilt werden.

f) Wichtig ist auch, dass die Bildungsmaßnahmen nachhaltig sind, d. h. wenn das Projekt beendet wird, soll es nicht nur mal ein Versuch gewesen sein. Vielmehr sollen im Anschluss daran – das Projekt endet Mitte 2005 – die Justizvollzugsanstalten in den Stand gesetzt sein, mit den bisher erreichten Mitteln weiterarbeiten zu können.

Ich komme nun zu den Schwerpunkten des Projekts.

a) Wir möchten den Strafgefangenen eine Orientierung in der modernen Lern- und Arbeitswelt geben. Da ist zum einen die Lernwelt, die sich deutlich durch E-Learning-Komponenten verändert hat. Wir sehen das am Beispiel der Arbeit mit den Strafgefangenen recht positiv. Denn es stellt sich heraus, dass sie zu besseren Ergebnissen gelangen können, als sie das bislang im konventionellen Unterricht erlebt haben. Und bei der Orientierung auf die Arbeitswelt betonen wir den Aspekt, dass man – wenn man einige Jahre im Knast gesessen hat – die Arbeitswelt, die sich durch Informations- und Kommunikationstechniken drastisch verändert, möglicherweise nicht mehr so richtig wieder erkennt.

b) Wir wollen Schlüsselqualifikationen vermitteln. Viele Inhaftierte haben deutliche Kommunikations- und Kooperationsdefizite, jedenfalls im Hinblick auf die Kommunikations- und Kooperationsfähigkeiten, die in der Arbeitswelt normalerweise erforderlich sind.

c) Bildungsangebote für besondere Bildungsinteressen oder für Gruppen von besonders Benachteiligten sind in e-LiS wichtig. Wir haben festgestellt, dass jugendliche Strafgefangene, aber auch erwachsene, im mathematischen oder sprachlichen Sektor erhebliche Rückstände haben. Hier wollen wir mit Software, die es am Markt für diese Gruppe relativ wenig gibt, zusätzliche Angebote machen, damit die Lernenden selbstständig herausfinden, mit welchen Maßnahmen sie ihre Defizite selbst aufarbeiten können. Übrigens: Es

ist interessant zu sehen, dass eine Reihe von Gefangenen, die sich bisher gegenüber anderen Bildungsangeboten eher abstinert verhalten haben, dem Angebot an Bildungssoftware mit besonderer Offenheit gegenüberstehen, weil das Lernen hier weniger belastend erscheint: Die Software ist sehr geduldig; da wird nicht geschimpft, wenn man etwas nicht sofort kapiert; es wird nichts sanktioniert; man kann Fehler machen, soviel man will, ohne sich blamieren zu müssen. Hier ist deutlich erkennbar, dass Software für eine bestimmte Gruppe an Benachteiligten außerordentlich hilfreich ist. Dann entdecken diese Menschen plötzlich, dass das Lernen nicht nur Spaß macht, sondern ihnen auch gut weiterhelfen kann.

d) Wir haben – wenn man so will – einen innovativen didaktisch-methodischen Ansatz der multimedialen Lern- und Lehrprozesse gewählt - innovativ im Hinblick auf das, was in den Strafanstalten bislang stattfand. Wir haben eine Trias gebildet:

1. Wir haben gesagt, die Informations- und Kommunikationstechniken sind natürlich Lerngegenstand: Man muss z. B. etwas über das Internet erfahren. Man muss wissen, wie ein Computer funktioniert, ohne dass man anschließend meint, man könnte als Informatiker den Knast verlassen.

2. Wir sehen den medialen Aspekt als sehr wichtig an: Ich habe gerade an einigen Beispielen festgemacht, was man mit Hilfe von Bildungssoftware besonders gut im Lernprozess bewältigen kann.

3. Und die Informations- und Kommunikationstechniken sind Werkzeuge. Beispielsweise lernen die Inhaftierten ihre Lern- und Arbeitsergebnisse anderen Menschen zu präsentieren. Das heißt, sie lernen, sich mit allen Werkzeugen, die für den „normalen“ Internetnutzer angeboten werden, im Netz oder vor der Gruppe zu präsentieren.

Innovativ, mögen Sie sagen, ist dieser Trias-Ansatz ja nun überhaupt nicht. Das Konzept ist in niedersächsischen Schulen schon seit Mitte der 80er Jahre

bekannt. Aber in der Welt der Bildungseinrichtungen der Haftanstalten ist es durchaus innovativ. Es gibt – relativ wenige - Lehrerinnen und Lehrer in den einzelnen Haftanstalten, die als Justizangestellte dort tätig sind. Es gibt eine Reihe von Lehrerinnen und Lehrern, die aus den umgebenden Berufsschulen stundenweise dort arbeiten. Für die Lehrenden ist dieser Ansatz neu gegenüber dem, was sie als klassischen Unterricht sonst praktiziert haben.

e) Wir sind dabei, eine Lern- und Kommunikationsplattform zu entwickeln. Wir nehmen sie als Basis für die Etablierung eines standortübergreifenden Kompetenznetzwerks. Wir haben gesagt: Die Kompetenz der Lehrenden in den einzelnen Standorten ist unterschiedlich gut ausgeprägt. Aber nimmt man alle Lehrerinnen und Lehrer zusammen, dann ist doch relativ viel Kompetenz vorhanden, nur nicht überall zur selben Zeit am gleichen Ort. Welche Ziele verfolgen wir mit der Plattform?

1. Wir fördern die Kommunikation und Kooperation zwischen den externen und internen Ausbildern und Lehrern. Das ist ein Prozess, der relativ umfangreich und langwierig ist, weil die Lehrerinnen und Lehrer das nicht gelernt haben, so intensiv zu kommunizieren und zu kooperieren. Das lernen sie auch bei uns im Institut, bezogen auf das Land Brandenburg. Aber das ist nur der eine Aspekt.

2. Der andere Aspekt ist, dass man auch inhaltlich miteinander arbeiten muss. Das heißt, man muss die inhaftierten Jugendlichen und Erwachsenen mit einbeziehen. Dafür wird eine Datenbank entwickelt, in der eine ganze Reihe von Lernangeboten zur Verfügung stehen, aber auch Handreichungen für die Lehrer und didaktische Szenarien.

3. Und schließlich – das ist ein Punkt, den wir noch nicht gelöst haben, der aber in der letzten Projektphase erforderlich ist – möchten wir standortübergreifend arbeiten. Das heißt, man muss versuchen technische Lösungen zu finden, wie man im Internet mit den Gefangenen arbeiten kann. Das ist einmal ein technisches, ein sicherheitstechnisches Problem. Es ist aber auch ein politisches Problem. In anderen europäischen Ländern, mit denen wir

kooperieren, ist man an der Stelle z. T. etwas großzügiger. Übrigens: Man kann alles das, was in e-LiS praktiziert wird, jederzeit kontrollieren. Es ist nicht so, dass die Gefangenen in ihren Zellen arbeiten, sondern in kontrollierten Bildungseinrichtungen. Hier ist jederzeit erkennbar, was die einzelnen Gefangenen tun.

f) Wir sind dabei, mit Kollegen von der Universität Bremen die Sicherheitsprobleme zu lösen. Sie sind aber wirklich nicht nur technischer, sondern auch politischer Art. Denn die politisch Verantwortlichen befürchten zu Recht, dass – wenn irgendetwas einmal schief geht – ihnen das angelastet wird.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Leute, die im Knast sitzen, sind ja ihrerseits eine sehr unterschiedliche demographische Gruppe. Ich unterstelle, dass ein Straftäter, der heute im Strafvollzug landet, zum Teil schon eine hohe Kompetenz mitbringt, z.B. Computerkompetenz. Und dann gibt es andere, die ihre ersten Computerschritte überhaupt bei Ihnen machen. Wie sieht hier die Differenzierung aus?

Prof. Dr. Wilfried Hendricks, IBI, Institut für Bildung in der Informationsgesellschaft e. V. an der TU Berlin

Wir können nur etwas über die Leute sagen, die bei uns in den Bildungsmaßnahmen sind. Es ist nicht so, dass jeder Straftäter irgendwie begeistert ist, dass da Bildungsangebote gemacht werden. Das ist ein weites Kapitel, über das man sich extra äußern müsste. Es streut sehr stark. Es gibt auch gerade bei den Jugendlichen einige, die könnten den Lehrern jederzeit was vormachen. Aber es geht natürlich nicht darum, dass einer besonders clever in der Handhabung des Computers ist. Sondern der muss besonders clever im Lernen sein. Und da hat er seine Probleme und braucht da Unterstützung von Lehrerinnen und Lehrern, die ihrerseits am Anfang des Projekts relativ weit entfernt waren von dem, was wir eigentlich wollen. Das

heißt, sie mussten selber erst in den Stand versetzt werden, den Computer als Möglichkeit des Lehrens und Lernens mit einzubeziehen.

Veranstaltungsteilnehmer

Können Sie näher auf die Frage der Sicherheit eingehen?

Prof. Dr. Wilfried Hendricks, IBI, Institut für Bildung in der Informationsgesellschaft e. V. an der TU Berlin

Das Sicherheitsproblem wird von politischer Seite darin gesehen, dass man aus der Sicherheit des Knastes heraus seinen Geschäften nachgehen kann, die irgendwie illegal sind. Das kann man aber bislang auch. Wir wissen ja, dass sich diese virtuelle Welt auch nicht von der realen Welt unterscheidet. Es gibt Beispiele, wo einer aus dem Knast heraus z. B. eine Lastwagenladung Säрге bestellt und sich die anliefern lässt. Das kann er natürlich auch übers Internet. Ich will das Sicherheitsproblem an sich nicht verharmlosen und sehe die politische Problematik durchaus. Eine Ministerin oder ein Minister möchte auf jeden Fall, dass an der Ecke nicht irgendwelche Probleme entstehen. Man muss einfach sehen, die Bildungsabteilung spielt in den Justizverwaltungen nicht gerade eine dominante Rolle - wie im übrigen in manchen Unternehmen. An Bildung wird auch in Unternehmen gern gespart. Da unterscheiden sich die gesellschaftlichen Teilbereiche nicht. Kurz: Die politische Problematik muss man diskursiv lösen. Die technische Problematik haben wir aber auch noch nicht im Griff.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Ergänzend dazu: Was so gemacht wird, ist die eine Sache. Aber wenn dann plötzlich in der Presse hochkommt, die dürfen ja sogar ins Internet, dann kommen ja zwei Vorurteile zusammen. Einmal ist da das Vorurteil gegen die, die einsitzen, und andererseits der Mythos, dass das Internet bis hin zum Virus alles möglich macht, was man normalerweise nicht möglich machen kann. Ich glaube, es wäre nicht klug, die Augen vor dieser potentiellen Realität zu verschließen, dass das ein Argument ist.

Hans-Jürg Ungeheuer, Generalsekretariat DRK

Unterstützen und Fördern von Benachteiligten – Was kann das Internet leisten?

Ich freue mich, dass ich hier einmal stellvertretend für die Wohlfahrtsverbände darstellen kann, was die Aktivitäten des Deutschen Roten Kreuzes im Internet für verschiedene Zielgruppen sind.

Mit dem Roten Kreuz ins Internet war 2001 eine Aktion, die wir gemeinsam mit dem Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit, Herr Dr. Sandl und Herr Jesse sind ja anwesend, gemacht haben. Dazu kamen Unternehmen, z.B. Cisco und HP, die Equipment gestellt haben. Das Ganze diente dazu, bundesweit in 20 Orten Internetcafés aufzumachen, wobei die Aufgabe des Roten Kreuzes war, die Räumlichkeiten und die Trainer zu stellen. Das Rote Kreuz hat natürlich sehr viele Ausbildungsräumlichkeiten, allein wenn Sie an die Erste-Hilfe-Kurse denken. Und es waren auch Ehrenamtliche zu gewinnen, hier ohne Honorar, die selbständig und sehr engagiert entsprechende Kurse anboten. Diese Kurse sollten für Seniorinnen und Senioren, aber auch für Behinderte und Arbeitslose gedacht sein.

Inzwischen sind es 42 Projekte, die bundesweit verteilt sind, sehr unterschiedliche Projekte mit sehr unterschiedlichen Ansätzen. Unter unserer Adresse www.DRK.de finden Sie eine Karte zu den Internetcafés. Schauen wir uns einmal online die Angebote des DRK-Kreisverbandes Oberallgäu bei Kempten an. Wenn Sie jetzt nähere Informationen zu dessen Internetveranstaltungen sehen wollen, dann gehen Sie einfach auf die Webseite, klicken Sie Oberallgäu an und schauen Sie, was da angeboten wird. Hier ist sogar noch der Titel der Aktion von 2001 *mit dem Roten Kreuz ins Internet* beibehalten worden. Geboten wird eine kostenlose Internetschulung für Senioren, Hausfrauen, Menschen mit Behinderungen und andere förderungswürdige Gruppen. Das Ganze findet an vier Tagen in der Woche fast halbtäglich statt und wird von ehrenamtlichen Ausbildern betreut. Da hat man sich wirklich einiges einfallen lassen.

Neben die Zielgruppe der Senioren und die der Behinderten treten verstärkt auch Kinder und Jugendliche aus sozial schwachen Verhältnissen oder mit Migrationshintergrund, wozu wir Asylbewerber, Spätaussiedler, Flüchtlinge, Migranten ohne legalen Status usw. zählen. So zum Beispiel wendet sich das Angebot in Bielefeld gezielt auch an Aussiedlerjugendliche und tamilische Mädchen.

In Braunschweig sind es neben Kindern und ausländischen Mitbürgern überwiegend weibliche Arbeitslose, die das Internet zur Arbeitssuche und Bewerbung nutzen. In Berlin-Wedding im Jugendcafé sind mit einem hohen Anteil die Besucher türkischer oder arabischer Herkunft, dort steht man vor anderen Anforderungen als in Berlin-Prenzlauer Berg, wo fünf Mitarbeiter zugleich Mediencracks sind, die mit Webproduktionen, Videofilmen und Flash-Animationen eine starke Anziehung auf jugendliche Besucher ausüben, die zu 90 Prozent deutsche Jugendliche aus einem benachteiligten sozialen Umfeld sind. Wir stellen fest, dass der Zugang im Internet in den Schulen immer besser wird. Immer mehr Jugendliche haben in Schulen Zugang. Gleichwohl stellen wir aber auch fest, dass die Anleitung zu einer sinnvollen und zu einer effizienten Nutzung des Internets bei Randgruppen stark vernachlässigt ist. Auch wird der Druck auf diejenigen größer, die noch keine Internetkenntnisse haben. Dadurch steigt die Angst, sich als Internet-Analphabet zu outen. Hier wächst uns als Wohlfahrtsverbänden eine Aufgabe zu. Wir können hier in betreuten Stunden diese Ängste abbauen und auch Wissen und Medienkompetenz vermitteln.

Um einen Kreisgeschäftsführer zu zitieren: *Als offenes Angebot mit einer kompetenten Begleitung ist das Internet ein Renner.* Natürlich stellt uns bei vielen Projekten die Finanzierung vor erhebliche Probleme, wenn man nicht gerade zu den glücklichen Kreisverbänden gehörte, wo die technische Ausrüstung praktisch geschenkt wurde und auch der erste Anschluss an eine T-DSL-Flatrate für ein Jahr übernommen worden ist. So hängt hier vieles vom Engagement der jeweiligen Kreisgeschäftsführer oder Kreisgeschäftsführerinnen ab. Es müssen ausgemusterte PC bei Unternehmen

akquiriert werden. Hier müssen die Ehrenamtlichen gefunden werden, müssen ausgebildet und trainiert werden.

Es hängt also viel von Initiative ab, aber das Rote Kreuz versteht sich nicht als staatliche Organisation, sondern als private Initiative. Wir sind unabhängig, und dementsprechend werden wir auch aktiv.

Zusammenfassend hat das Internet mit Betreuung eine starke Anziehungskraft. Es erlaubt z.B. Mädchen aus Ausländerfamilien, sich mit einem triftigen Grund von ihrer Familie stundenweise zu verabschieden. Das ist nicht selbstverständlich. Arbeitslose Mädchen motiviert es, das Unbekannte zu erlernen, Kompetenz zu gewinnen und möglicherweise auch einen Arbeitsplatz zu finden. In unseren Einrichtungen führt das Internet Einzelne zu Gruppen zusammen und fördert auf diese Weise kreatives Arbeiten – allein oder in Gemeinschaft. Senioren gibt es neuen Auftrieb und ein gutes Lebensgefühl. Dazu gibt es eine interessante Umfrage, die damals unter den Nutzern der Senioren-Internetcafés gemacht worden ist. Da heißt es dann, nach dem Stellenwert des Internet gefragt, zu 80 Prozent, *das Internet wird für uns immer wichtiger*. Ganz im Vordergrund steht die Kommunikation mit Verwandten, Freunden und auch natürlich die Bewältigung von Alltagsproblemen. Oder es wurde gefragt: Was möchten Sie mit dem Internet machen? Da es eine Zielgruppe Älterer ist, ist Homebanking und Einkaufen relativ wenig verbreitet, Reisebuchungen, Unterhaltung dann schon eher. Und an oberster Stelle steht Informationssuche und E-Mailversand, also die Kommunikation.

Das Internet eröffnet Informationsquellen, weil es beispielsweise beim Einkauf eine bessere Marktübersicht gibt. Es eröffnet körperlich Behinderten mehr Selbständigkeit und damit ein Tor zur Welt. Das muss man sich in einer Schwerstbehindertenanlage angeschaut haben, wenn dort die Behinderten sich wirklich selbständig die Informationen aus dem Internet holen können, die sie haben möchten, ohne Abhängigkeit von Betreuungspersonal. Es erleichtert die Kommunikation, wenn beispielsweise Senioren E-Mails verschicken können oder – ein anderes Beispiel – wenn Migranten, Flüchtlinge durch die E-

Mailadresse für ihre Freunde und Bekannten erreichbar bleiben. Und nicht zuletzt motiviert es auch zum Erlernen der deutschen Sprache, ohne die man im Internet nicht weit kommt.

Als Rotes Kreuz würden wir hier gerne noch sehr viel mehr tun. Unsere Mittel sind allerdings begrenzt. Wir arbeiten daran und sind für jede Kooperation offen. Eines habe ich heute Abend schon mitgenommen. Das schöne Programm „Was kostet das Leben?“ würden wir gerne auch bei uns einsetzen. Vielen Dank.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Vielen Dank, Herr Ungeheuer. Das Deutsche Rote Kreuz ist ja eine große Organisation mit ganz unterschiedlichen Menschen. Würden Sie sagen, das Internet hat Ihre Organisation selbst auch verändert? Wie steht es um die Kompetenz des durchschnittlichen DRK-Mitarbeiters?

Hans-Jürg Ungeheuer, Generalsekretariat DRK

Das ist sehr vielschichtig. Wir haben 400.000 Ehrenamtliche, wir haben fünf Mio. Mitglieder. Wir versuchen über das Internet mit ihnen auch stark zu kommunizieren. Es ist gigantisch, wie vorletztes Jahr die Flut in Deutschland oder jetzt auch das Erdbeben in Bam gewesen ist, wie stark die Anteilnahme ist, und wie dann ein richtiger Geldsegen per Spende über das Onlineformular reinkommt. Wenn Sie sich ein Bild machen wollen, was das Internet für das Rote Kreuz bedeutet, dann gehen Sie in den Adressteil der DRK.de, klicken durch die 530 Kreisverbände und darunter noch mal die 4.000 Ortsvereine, die wir haben. Wir haben etwa 500 Webpräsenzen von Kreisverbänden und darunter noch mal ca. 2.000 Webpräsenzen von Bereitschaften und Jugend-Rot-Kreuz-Gruppen. Da ist richtig Leben drin. Es ist faszinierend, wenn man sich diese Vielfalt anschaut. Wie käme man sonst so schnell in Kontakt mit seinem Roten Kreuz vor Ort? Das Internet macht hier wirklich die Wege frei.

Veranstaltungsteilnehmerin

Ich habe Ihre Landkarte gesehen und habe meine geographischen Kenntnisse

darüber gelegt. Zwischen Hannover und Berlin würde ich ganz grob den Harz positionieren. Aber wie sieht es in Süddeutschland aus?

Hans-Jürg Ungeheuer, Generalsekretariat DRK

In Süddeutschland sind einige, wenige Angebotspunkte – Lörrach, Kempten und München. Da gibt es eine ziemlich große Lücken, das stimmt. Aber ich bin sicher, das wird sich in den nächsten Monaten sehr stark ändern.

Im Übrigen gibt es eine Wahnsinnsrestriktion, die ich in letzter Zeit etwas besser kennen gelernt habe. Man könnte sagen, das ist wie in alten Zeiten – „ARD“, außer Raum Dresden. Wenn Sie sich mal angeschaut haben, wo in Deutschland die DSL-Flatrate möglich ist, dann werden sie merken, dass gerade in den neuen Bundesländern mit tollen Glasfaserkabeln die Flatrate nicht möglich ist. Die können den T-DSL-Anschluss nicht drauf schalten oder es wird der Telekom zu teuer. Das führt dazu, dass wir ganze Gebiete haben, wo die Kreisgeschäftsführer sagen: „ich kann doch nicht für jede einzelne Minute zahlen, da werden wir ja arm!“ Normalerweise sollte mit rund 40 Euro im Monat alles abgetan sein, alles inklusive, egal, wie viel gesurft wird, einschließlich der eigenen Mitarbeiter. Aber wenn ein Kreisgeschäftsführer eine Monatsrechnung über 400 Euro nur für Internetgebühren hat, dann ist es natürlich vorbei. An der Stelle der dringende Appell an die Telekom: Macht bitte T-DSL-Flatrate auch gerade in solchen Gebieten auf, dass die Kosten kalkulierbar bleiben.

Michael Retzlaff, LISUM Berlin

Ich bin im Berliner Landesinstitut für Schule und Medien u.a. auch für Fortbildung in diesem Bereich zuständig. Mich quält die Frage, wie die benachteiligten Jugendlichen, die ja zu schulischen Zeiten die effiziente Nutzung des Internets nicht erlernt haben, diese Anleitungen erfahren, insbesondere unter welchen Konzepten und Voraussetzungen.

Unsere Erfahrung in der Schule ist, dass die Bereitstellung von Hard- und Software schön ist, aber nur eine notwendige und keine hinreichende Bedingung dafür darstellt, dass man die Menschen erreicht und die gewollte

Medienkompetenz entfalten kann. Das fehlt mir ein bisschen. Wenn Sie dazu noch was sagen könnten, wäre ich Ihnen dankbar.

Hans-Jürg Ungeheuer, Generalsekretariat DRK

Das ist ein großes und schwieriges Thema, aber es ist ein Thema, wo es doch konstruktive und überzeugende Ansätze gibt. Ich empfehle, sich das Projekt vom Prenzlauer Berg aus der Nähe anzuschauen, weil dort gezeigt wird, wie fünf Medienpädagogen eine Vielzahl von Jugendlichen beschäftigt halten, und zwar so, dass sie jedes Mal wiederkommen und mitmachen wollen. Man muss die Jugendlichen dort abholen, wo sie stehen. Oft fängt es auf sehr einfachem Niveau an. Aber man kann es peu á peu aufbauen. Und wenn man dann so anregende Lernsoftware hat wie „Was kostet das Leben?“, dann kann man sich gut steigern. Oder nehmen wir das Beispiel „Erste Hilfe“ als PC-Rollenspiel. Das heißt, sie erleben eine Situation, wie sie als Ersthelfer in einen Unfall geraten und dann heißt es, sie haben fünf Möglichkeiten im Bild und suchen die beste aus. So kommt man spielerisch rein. Man wird immer medienkompetenter und kann langsam darauf aufbauen. Aber der Dreh- und Angelpunkt ist eindeutig die Betreuung durch gute Trainer, die etwas zu bieten haben.

Anke Domscheit, Accenture

Ich bin von der Firma [Accenture](#) und möchte zu dieser Frage auch eine kleine Antwort geben und noch mal auf die Gastgeber, die Stiftung Digitale Chancen, verweisen. Accenture hat sich gemeinsam mit der Stiftung vor einiger Zeit genau dieser Fragestellung gewidmet und ein Training entwickelt, das sich an Jugendbetreuer benachteiligter Jugendlicher richtet, und zwar für diejenigen, die in gemeinnützigen Internetcafés arbeiten. Da ging es exakt um das Problem: Mit welcher Methode kann man diejenigen erreichen, die zu einem *Lehrgang Internetführerschein* bestimmt nicht kommen werden, weil sie das an Schule erinnert und sie von Schule die Nase voll haben? Ich will kein Co-Referat halten. Es geht um die Methode Projektlernen. Wir haben zufällig auch eine der Trainerinnen hier. Und auf der Webseite der Stiftung unter www.digitale-chancen.de/Jugendtraining gibt es zahlreiche Informationen zu

diesem Training, das damals in Zusammenarbeit mit zwei Wohlfahrtsverbänden ausgeführt worden ist.

Silvia Finke, Debitel

Wir unterstützen Förderschulen, speziell Förderschulen, mit PC. Wir übergeben das an die Länder. Die Schulen müssen sich bei den Ländern bewerben. Sie müssen ein Medienkonzept vorlegen und dann bekommen sie diese Geräte. Wir kriegen immer wieder mit, dass in diesen Schulen es schon an der Ausstattung hapert.

Hans-Jürgen Mutter, IBM Deutschland

Ich habe nur eine Frage: Bedeutet die Zugänglichkeit für behinderte Menschen bei Ihnen auch die Zugänglichkeit für blinde und sehbehinderte Menschen?

Silvia Finke, Debitel

Wir übergeben an Förderschulen, die auch für Körperbehinderte sein können. Aber das Hauptaugenmerk liegt auf den Schulen auf dem Level unterhalb des Hauptschulabschlusses. Wir haben auch Krankenhausschulen dabei. Wir übergeben an die Bundesländer und die Bundesländer suchen die Schulen nach den Kriterien aus, weil ich z.B. nicht sagen kann, wer im Saarland oder sonstwo wirklich bedürftig ist.

Hans-Jürgen Mutter, IBM Deutschland

Aber steht die Verfügbarkeit auch blinden und sehbehinderten Menschen zur Verfügung?

Silvia Finke, Debitel

Wenn das Land sagt, dass eine Schule, die von blinden und sehbehinderten Menschen besucht wird, in die Förderung aufgenommen wird, dann ja.

Hans-Jürg Ungeheuer, Generalsekretariat DRK

Das ist ein abendfüllendes Thema. Ich teile es auf in zwei Punkte. Das eine ist die Zugänglichkeit der Räumlichkeiten. Das ist sehr abhängig davon, wie früh

man damit begonnen hat, hier behindertengerechte Zugänge zu schaffen. Das andere Thema ist beispielsweise Barrierefreiheit bei den eigenen Webseiten, ein großes Thema für uns, woran wir arbeiten. Wir haben das bisher alles mit Frontpage in Html, mit Frames und mit Tabellen gestaltet. Jetzt haben wir gelernt, das geht so nicht, das darf gar nicht sein, weil jedes Blindenvorlesegerät daran scheitert. Mit anderen Worten: Wir haben jetzt die schöne Aufgabe, tausende von Webseiten in ein Content-Management-System zu überführen und auf diese Art und Weise sicherzustellen, dass die Seiten barrierefrei sind. Wir sind da schon relativ gut vorangekommen, haben auch schon das Webhosting auf Datenbanken umgestellt, und versuchen hier für den Verband möglichst eine einfache Plattform zu schaffen, ein CMS auf Typo3-Basis umzusetzen .

Wenn Sie jetzt sagen, wie behindertengerecht seid ihr denn, wenn ich als Behinderter in ein solches Internetcafé beim Roten Kreuz reingehen will, dann muss ich an der Stelle natürlich sagen: das können wir nicht bieten. Eine Braille-Tastatur kostet, wenn ich das richtig sehe, einige tausend Euro? Auf jeden Fall ist es sehr, sehr teuer. Und eine Kopfmaus oder Tastaturen für Behinderte sind auch sehr teuer. Jetzt kann man natürlich von einer Privatinitiative nicht erwarten, dass ich da reingehe und sage, *wo finde ich hier die Braille-Tastatur und wo finde ich hier die Kopfmaus*, usw. An der Stelle müssen wir natürlich passen. Das ist dann Sache von Spezialeinrichtungen, die wir natürlich in der Masse nicht anbieten können.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Wir kommen zu einem Ausblick oder besser einem Status-quo-Report, der sich ein bisschen ausweitet und der die speziellen Gruppen, die wir heute angesprochen haben, etwas verlässt und einen breiteren Blick auf den Zustand in Deutschland legt. Ich glaube, es hat auch ein bisschen summarischen Charakter.

Dr. Nikolaus Schmitt-Walter, SevenOne Media GmbH

Zunächst kurz zur SevenOne Media: Die SevenOne Media ist der

Werbezeitenvermarkter der Pro7-Sat1-Media AG. Und innerhalb der SevenOne Media sind auch sämtliche Forschungsaktivitäten – Medienmarktforschung – der Pro7-Sat1-Media AG gebündelt. Ich bin da mit für Forschung zu Internet und neuen Medien zuständig.

Wir haben 1999 die @facts ins Leben gerufen. Das ist die größte kontinuierliche Studie zum Internetnutzungsverhalten. Mittlerweile betreiben wir sie zusammen mit den Kollegen von IP New Media und von Lycos. Seit 1999 lassen wir Forsa jeden Tag 500 Personen telefonisch zu ihrem Internetnutzungsverhalten befragen. Das sind im Monat ca. 10.000 und im Jahr 120.000 Befragungen.

Ich habe Ihnen hier die aktuellen Ergebnisse aus dem ersten Quartal 2004 mitgebracht. Im ersten Quartal 2004 waren insgesamt – Befragte sind immer deutschsprachige Personen ab 14 Jahren – 35,5 Mio. Personen Nutzer des Internet. Als Nutzer definieren wir Personen, die angeben, das Internet wenigstens in den letzten zwölf Monaten genutzt zu haben. Als wir 1999 angefangen haben, lag die Quote bei 13,1 % oder 8,3 Mio. Personen. Das heißt, in dieser Zeit hat sich ordentlich was getan. Die Nutzerzahl hat sich mehr als vervierfacht. Natürlich ist nicht in allen Bevölkerungsgruppen Internetnutzung gleich verteilt oder gleich stark. Beispielsweise nutzen 63,9 % aller Männer ab 14 Jahren in Deutschland das Internet, aber nur 47,1 % der Frauen. Das hat sich in den letzten Jahren sehr stark angeglichen. Die größeren Probleme sehen wir bei der Bildung. Nur ein Drittel der Personen, die einen Hauptschulabschluss haben, sind Internetnutzer, wogegen schon 85 % der Personen mit Abitur oder Studium online sind.

Noch krasser ist der Unterschied im Alter. Über 60-jährige Personen sind sehr selten online. Bei den über 70-Jährigen sind es gerade einmal 7,5 %. Und eine weitere Problemlinie ist dann das Haushaltsnettoeinkommen. Personen, die weniger als tausend Euro im Monat im Haushalt zur Verfügung haben, nutzen das Internet auch unterdurchschnittlich. Natürlich verstärken sich diese Faktoren gegenseitig. Es sind z.B. bei den über 70-Jährigen mit Hauptschulabschluss nur wenige Prozent, also zwischen ein und zwei Prozent

online, wohingegen bei den über 70-Jährigen mit Abitur oder Studium schon fast ein Drittel das Internet nutzt.

Wie hat sich das in diesen Untergruppen in den letzten Jahren verändert? Ich habe hier die Linie für die Bevölkerung ab 14 Jahren und lege darunter jetzt die verschiedenen Altersgruppen. Die zweitoberste Linie sind die Personen zwischen 50 und 59 Jahren, die grüne Linie die 60- bis 69-Jährigen und ganz unten die 70-Jährigen und Älteren. Man sieht, dass bei den 50- bis 59-Jährigen das Niveau etwas unter der Gesamtbevölkerung liegt, aber nicht großartig abweicht, dann aber ab dem 60. Lebensjahr die Chance das Internet zu nutzen, deutlich abnimmt und auch die Steigerungsraten, gerade bei den über 70-Jährigen, mittlerweile sehr gering sind und in den letzten Monaten dieses Jahres teilweise sogar rückläufig sind.

Es gibt Verschränkungen zwischen den Faktoren. Es wäre ganz spannend, den Schnitt einmal bei 66 oder 65 Jahren anzusetzen, weil mit dem Ausscheiden aus dem Berufsleben bei vielen dann auch noch mal ein Knick kommt.

Jetzt komme ich zur Entwicklung nach Bildung und Haushaltsnettoeinkommen. Die blaue Linie sind Personen mit Hauptschulabschluss. Wir sehen, dass 1999 der Unterschied noch sehr groß war. Da waren Personen mit Hauptschulabschluss kaum im Internet vertreten. Hier ist das Wachstum relativ parallel zur Gesamtbevölkerung. Das heißt, Personen mit Hauptschulabschluss haben ordentlich aufgeholt. Wohingegen beim Haushaltsnettoeinkommen, die am Anfang relativ stark im Internet vertreten waren, was sich allein dadurch erklärt, dass das Internet sehr häufig in Hochschulen verbreitet ist, das heißt, studentische Haushalte mit geringem Einkommen waren dann trotzdem online. Aber in den Jahren 2001, 2002, mit Einsetzen der Wirtschaftskrise, ist bei den Geringverdienerhaushalten kaum mehr ein Zuwachs der Nutzerzahlen zu verzeichnen.

Internetnutzung in den letzten zwölf Monaten ist natürlich ein sehr weit gefasstes Kriterium. Um das einzugrenzen, fragen wir dann: Wann haben Sie

denn das Internet das letzte Mal genutzt. Hier sehen wir, dass 30,7 % aller Deutschen ab 14 Jahren sagen, sie waren *gestern* im Internet, jeden Tag ist fast ein Drittel aller Deutschen online.

Auch hier haben wir wieder aufgesplittet nach den verschiedenen demographischen Gruppen und finden dieselben Unterschiede wie bei der Internetnutzung überhaupt, nur noch etwas gravierender. Jeden Tag sind nur 3,5 % aller über 70-Jährigen übers Internet erreichbar. Bei Rentnern sind es nur 8,2 %. Und bei Personen mit einem geringen Haushaltsnettoeinkommen ist es ähnlich. Soviel zum Status quo.

Wie schaut es mit der zukünftigen Entwicklung aus? Wir fragen auch Personen, die im Moment noch nicht online sind, ob sie vorhaben, innerhalb der nächsten sechs Monate das erste Mal das Internet zu nutzen. Von allen bisherigen Nichtnutzern sagen im Moment knapp 20 %, *ja, ganz sicher*, oder *kann ich mir vorstellen, will ich vielleicht machen*. Es entspricht ungefähr 5,6 Mio. Personen, die vorhaben, im nächsten halben Jahr online zu gehen.

Wenn man sich das dann wieder nach den Zielgruppen anschaut, wird das ganze Dilemma deutlich. Denn die demographischen Gruppen, die bis jetzt noch nicht im Internet sind, haben auch kein Interesse das Internet zu nutzen. Das heißt, 14- bis 19-Jährige sind schon zu 85 % online. Von den 15 %, die es nicht sind, will nur die Hälfte online gehen, die einen gewissen sozialen Druck spüren oder auch das Interesse haben, das Internet zu nutzen.

Von den über 70-Jährigen, von denen ohnehin weniger als 10 % online sind, will dann auch nur ein ganz geringer Teil der Nicht-Onliner überhaupt das Internet nutzen. Nach diesen Daten ist eher zu befürchten, dass sich die Digitale Spaltung weiter zementieren wird. Die Bevölkerungsgruppen, die das Internet vermehrt nutzen und sich im Internet sicher bewegen, werden auch weiterhin die treibende Kraft im Internet sein. Und die Gruppen, die bis jetzt noch nicht online sind, werden auch zukünftig eher zögerlich nachwachsen.

Fazit: Die Digitale Spaltung ist noch Realität. Die Mehrzahl der Deutschen ist Nutzer des Internet und die Steigerungsraten sind groß, auch wenn diese Kurve in den letzten ein bis zwei Jahren etwas abgeflacht ist. Allerdings ist das Bild innerhalb der demographischen Gruppen sehr unterschiedlich. In absehbarer Zeit werden deutlich mehr als 90 % der unter 30-Jährigen online sein, aber nur wenige Rentner.

Bedenklich ist, dass das Internet für diese Gruppen wenig attraktiv zu sein scheint. Über die Gründe kann man im Grunde nur spekulieren. Ich habe mir einmal ein paar Gedanken gemacht, woran es denn liegen könnte. Aus der demographischen Verteilung lassen sich indirekt drei Schwellen ablesen.

Das ist einmal die monetäre Schwelle. Internet kostet Geld – PC, Zugang, Flatrate. Das ist für viele Haushalte mit geringem Einkommen schlichtweg nicht möglich. Dann kommt die Technikschwelle. Internetnutzung ist an einen PC gebunden. Personen, die mit Computernutzung keine Erfahrung oder keinen Zugang haben, haben keine Möglichkeit ins Internet zu gehen. Das ist dann auch wieder ein Aufruf an die Hardware-Hersteller, da auch andere Möglichkeiten zu schaffen. Mit der Meta-Box wurde ja mal ein Versuch gemacht, der aber ziemlich drastisch gescheitert ist.

Und drittens ist das die so genannte Peergroup-Schwelle. Das heißt, die Gruppe von Leuten, die das Internet nicht kennen, nicht wissen, was sie da machen sollen, die keine Erfahrung mit dem Netz haben und auch von ihrer nächsten Umgebung nicht gesagt kriegen, was man damit alles machen kann, welche Vorteile es hat, stehen dem Internet immer noch sehr reserviert gegenüber. Wenn ich nicht weiß, wem ich eine E-Mail schicken soll, wofür soll ich mir dann einen Internetzugang einrichten? Wenn ich in den Medien oft höre, dass das Internet ganz tolle Gefahren hat, dass da Pornographie ist und Rechtsradikalismus und ich mir ganz fiese Viren auf den Rechner laden kann und vielleicht nicht weiß, dass ich mich damit nicht selber anstecken kann, dann lasse ich davon lieber die Finger. So viel zum derzeitigen Status der Internetnutzung, vielen Dank.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Herr Schmitt-Walter, Sie haben mit dem letzten Punkt, nennen wir es mal, der sozialen Ansteckung oder auch sozialer Druck, einen ganz wesentlichen Punkt genannt, wo man sogar etwas ketzerisch provokativ sagen könnte, möglicherweise sind in mancher Hinsicht innerhalb der potentiell benachteiligten Gruppen die besonders benachteiligten Gruppen, vielleicht in einer besseren Situation als die, die gar nicht erreicht werden. Denn all die, die wir heute hier angesprochen haben, sind ja zumindest in irgendeinem institutionellen Rahmen, wo hier und da zumindest der Wunsch besteht, sie anzusprechen. Sie erfassen auch Menschen, die überhaupt nicht institutionell repräsentiert sind. Den sozial benachteiligten Mädchen geht es zwar wahrlich nicht gut, aber sie haben irgendeinen Anlaufpartner. Aber was ist mit denen, die alleine leben, die gar keinen sozialen Bezug haben, bei denen der soziale Druck, die Ansteckung, das positive Erfahren wegfällt? Inwieweit würden Sie die überhaupt als erreichbar ansehen? Sehen sie eine Chance, über herkömmliche Massenkommunikationsmittel – Fernsehen, Presse – Gruppen anzusprechen, die nicht im direkten sozialen Bezug mit irgendwie organisierenden, helfenden bereits Interessierten stehen?

Dr. Nikolaus Schmitt-Walter, SevenOne Media GmbH

Bei den Personen, die nicht durch irgendwelche Organisationen erreicht werden, die sich um spezielle Randgruppen kümmern, ist leider noch eine hohe Schwelle der einzelnen Leute vorhanden, um zu sagen, ich interessiere mich, wo kann ich mir Informationen holen. Das Problem ist, wie kann ich die Leute motivieren? Es gibt ja für Senioren Kurse, Einstiegshilfen, wo die Personen einfach nur hingehen müssen, um sich diese Hilfe zu nehmen. Ich denke, dass natürlich über Massenmedien doch auch ein Bewusstsein geschaffen werden kann, wenn doch mehr auf die positiven Möglichkeiten der Onlinekommunikation des Internet eingegangen wird und weniger die Gefahren herausgestellt werden, damit den Personen, die sowieso schon Angst vor Computern, vor diesem neuen Medium haben und nicht wissen, was sie damit anfangen sollen, vielleicht die Angst genommen wird und nicht immer weiter verstärkt wird.

Christoph Dowe, politik-digital

Ich habe zwei kurze Nachfragen. Aber erst einmal bin ich ganz dankbar für das, was sie zur täglichen Onlinenutzung gezeigt haben, weil ich gern etwas mehr über die Definition des Onliners erfahren möchte, auch weil Sie die aktuellen Zahlen zusammengefasst haben. Wie machen das die anderen? Denn die Definition *online*, wenn man in den letzten zwölf Monaten einmal irgendwo sich eingeklickt hat, erinnert doch ein bisschen stark an die DSL-Definition von Kundenbindung. Deswegen bin ich interessiert, wie machen die anderen das und was für Unterschiede gibt es? Die Zahlen kursieren ja im Moment zwischen 52 und 57 % Onliner in Deutschland.

Zweite Frage: Die Bundesregierung hat sich vorgenommen, bis zum Jahr 2006/07 auf Internetpenetration von 75 % zu kommen. Wissen Sie zufällig etwas darüber, wie die Bundesregierung in dem Fall die Onliner definieren würde? Und halten Sie zweitens das nach Ihrer Definition für realistisch, wenn Sie Ihre Kurve einfach fortschreiben?

Dr. Nikolaus Schmitt-Walter, SevenOne Media GmbH

Zur Definition: Wir bezeichnen als Internetnutzer ganz weit gefasst Personen, die auf die Frage – haben Sie innerhalb der letzten zwölf Monate das Internet oder www genutzt – mit Ja antworten. Das ist eine sehr weite Definition. Um es noch genauer einzugrenzen, fragen wir noch nach der Häufigkeit der Nutzung und auch nach der letzten Nutzung.

Was ganz spannend ist: Von den Personen, die sagen, sie haben in den letzten zwölf Monaten das Internet genutzt, sagen ungefähr 95 % auch, sie haben innerhalb der letzten drei Monate genutzt. Das heißt, der Anteil der Personen, die in den letzten zwölf Monaten einmal irgendwo hingeklickt haben, ist doch sehr gering. Wenn Leute sich selbst als Internetbenutzer bezeichnen nach unserer Eingangsfrage, dann sind es auch Leute, die das Internet zumindest regelmäßig nutzen.

Wie die Bundesregierung die Internetnutzer definiert hat, kann ich nicht sagen, das weiß ich nicht. Insofern ist es eigentlich auch egal, wie es definiert wird, weil sich die Zahlen ja mittlerweile auch nicht mehr so stark unterscheiden. Vor vier Jahren gab es zwischen den verschiedenen Studien noch Unterschiede zwischen zehn und 20 Prozentpunkten in der Zahl der Internetnutzer. Da haben sich die Studien doch alle sehr angeglichen. Das heißt, mit diesen 55 %, die wir ermittelt haben, liegen wir ganz gut im Mittelfeld und werden durch andere Studien auch gestützt. Die 75 % sind meiner Meinung nach nicht zu erreichen, wenn man davon ausgeht, dass schon gerade bei den jüngeren Personengruppen 75 % online sind und genau die älteren, vielleicht weniger kontaktfreudigen Personen eben nicht online sind. Da müsste verstärkt drauf eingegangen werden. Ich kann allerdings nicht sagen, wie da im Moment die Regierungsaktivitäten aussehen.

Rudolf Fitzner, BAGSO Bonn

Ich vertrete die [Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren](#) aus Bonn. Wir haben zusammen mit dem Familienministerium vor einiger Zeit die Aktion „50 plus ins Internet“ in Zusammenarbeit mit den Wohlfahrtsverbänden begonnen. Das hat eine riesige Resonanz gegeben. Wenn ich allerdings noch mal Ihre Daten, Herr Schmitt-Walter, so sehe, dann sind das ja epidemiologische Daten, dann sind das Untersuchungen, statistische Daten.

Ich würde das noch ein bisschen dramatischer als Sie ausdrücken. Wir haben eine Digitale Spaltung. Und wir haben 25 Mio. Menschen, die an Informationen nicht teilnehmen und die zum Teil von jeder Kommunikation abgeschnitten sind. Das hat eine fatale soziale Komponente und wird sich in verheerender Weise – wenn das so weitergeht – auf unser gesamtes soziales Gefüge auswirken. Wir versuchen, nachdem verschiedene Erinnerungen auch an unsere Aktivitäten erfolgt sind, das Thema ein bisschen anders anzugehen, nicht nur die Analyse zu bestreiten. Letztlich sind diese benachteiligten Menschen viel schlimmer dran, weil sie keinen Zuschüssen unterliegen und bei denen keiner vorbeikommt und wo es keine Institutionen gibt, die sich darum kümmern. Wir versuchen die Wirtschaft dadurch zu gewinnen auf verschiedensten Gebieten,

dass wir diese Menschen noch mehr als Wirtschaftsfaktor begreifen, eigentlich in Konkordanz zu dem, was der 5. Altenbericht eben aufgreifen wird. Zum Beispiel versuchen wir die Handy-Firmen, die Telekommunikationsfirmen da zu gewinnen. Das so genannte UMTS-Handy mit den Möglichkeiten des Internetzugangs ist im Entwurf in sehr vereinfachter Form, mit praktisch drei Digitalpunkten an einem Handy. Mit diesen Produkten könnten Sie die Gruppe der 50+ beteiligen und die Wirtschaftskraft fördern. Ich hätte ein bisschen die Hoffnung, dass Sie das mit unterstützen, auch durch Ihre Bestätigung, dass das der richtige Weg ist.

Nadia Kutscher, Kompetenzzentrum informelle Bildung Uni Bielefeld

Ich habe drei kurze Punkte, die ich noch anmerken möchte. Einmal, wie definieren wir Offliner oder Onliner? Es gibt ja auch einen Vorschlag aus dem US-amerikanischen Zusammenhang, noch mal die *Drop-outs*, diejenigen, die es genutzt haben, und die Gründe, warum sie es nun nicht mehr nutzen, oder diejenigen, die Internetzugang haben, ihn selbst aber nicht nutzen, sondern andere nutzen lassen, noch mal genauer anzusehen.

An dieser These, dass es möglicherweise auch am Peergroup-Zusammenhang hängt, würde ich gerne anschließen wollen. Aus unseren Untersuchungen merken wir auch, dass es möglicherweise nicht nur mit den sozialen Zusammenhängen zu tun hat, dass eine Internetnutzung für nicht erforderlich erachtet wird, sondern auch einfach der Bezug zum Lebensalltag nicht da ist. Das kann an bestimmten beruflichen Orientierungen liegen oder an Interessen, die nicht nahe legen, das Medium zu nutzen. Da muss man auch noch mal differenzierter hinsehen.

Und nicht zuletzt möchte ich nicht nur der Zugangsfrage, sondern auch der Nutzungsfrage das Wort reden. Ich denke, wir haben da eine Spaltung, aber es setzt sich auch bei denen, die das Netz nutzen, eine Spaltung fort. Ich denke, das ist eine ganz entscheidende Frage, die sich weiterträgt, auch wenn der Zugang geschaffen ist, die noch mal genauer beobachtet werden muss.

Michael Charlier, KommKonzept

Ich beschäftige mich insbesondere mit *Accessibility*- und *Usability*-Problemen und habe folgende Frage zu den Altersdaten. Die erscheinen mir so statisch. Die Alterung der Bevölkerung ist ja ein dynamischer Prozess. Wie sehen Sie denn die Entwicklung bei den heute 55-Jährigen. Wie werden die sich in fünf bis zehn Jahren verhalten? So wie heute, also als recht intensive Internetnutzer oder werden die mit spätestens Erreichen der Altersgrenze die Kiste in die Ecke stellen und – wenn sie 75 sind – sich dann so verhalten wie die heute 75-Jährigen? Das kann ich mir so nicht vorstellen. Von daher ist natürlich die Projektion der Entwicklung, die Sie eben statisch vorgenommen haben, vermutlich nicht der allein ausschlaggebende Prozess.

Dr. Nikolaus Schmitt-Walter, SevenOne Media GmbH

Da gebe ich Ihnen absolut Recht. Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass Personen, die beispielsweise im Berufsleben gelernt haben, dass das Internet eine sehr hilfreiche und sehr gute Sache sein kann, wenn sie aus dem Berufsleben ausscheiden, damit komplett abschließen. Das wird es sicherlich auch geben, aber ich denke, der größte Teil wird hoffentlich dann doch Internetnutzer bleiben.

Ich habe hier natürlich jetzt auch keine Kohortenanalyse gemacht, nicht geschaut, wie hoch der Prozentsatz der Personen, die vor fünf Jahren 55 waren, jetzt ist. Allerdings ist der Zeitraum doch nicht so groß, dass es wirklich einen Unterschied machen könnte. Die Personen, die vor fünf Jahren 55 waren, sind jetzt 60, das fällt in eine Gruppe. Von daher sind da die Unschärfen meiner Meinung nach noch nicht so ausgeprägt. Aber Sie haben natürlich definitiv recht. Auf einen längeren Zeitraum gesehen werden allein durch die Altersentwicklung natürlich dann auch die älteren Zielgruppen immer mehr Internetnutzer sein. Allerdings die Personen, die jetzt 75 oder älter sind, werden auch mit 85 höchstwahrscheinlich nicht im Internet sein.

Michael Charlier, KommKonzept

Ich will kurz dem *längeren Zeitraum* widersprechen. Denn das Internet als

massenhafte Erscheinung ist noch keine zehn Jahre alt. Wenn Sie sich überlegen, was in diesen zehn Jahren passiert ist, dann sind natürlich fünf Jahre fürs Internet ein sehr langer Zeitraum, aber für den Kalender ein sehr kurzer.

Gundel Hessemer, Arbeitskreis Neue Erziehung

Ich bin Geschäftsführerin im [Arbeitskreis neue Erziehung](#) . Meine Frage zielt darauf ab, ob Sie diese Daten auch für Menschen mit Migrationshintergrund erhoben haben?

Dr. Nikolaus Schmitt-Walter, SevenOne Media GmbH

Das kann ich gleich beantworten: Nein.

Gundel Hessemer, Arbeitskreis Neue Erziehung

Warum nicht?

Dr. Nikolaus Schmitt-Walter, SevenOne Media GmbH

Die Grundgesamtheit unserer Untersuchung ist die deutschsprachige Bevölkerung ab 14 Jahren. Das ist die Standard-Grundgesamtheit für Markt-Media-Studien. Es ist klar, wir sind ein Wirtschaftsunternehmen, das natürlich primäres Interesse hat, Geld zu verdienen. Was sich hier gezeigt hat, ist ein Nebenprodukt unserer Forschung, die wir natürlich gerne zur Verfügung stellen. Allerdings sind für unsere Marktpartner diese Zielgruppen nicht relevant oder werden nicht angefragt in Studien. Daher wäre die Kostennutzenrechnung – das klingt böse, ist aber so – diese Gruppen auch mit zu erheben, einfach nicht rentabel, daher eben nur Deutschsprachige ab 14 Jahren.

Gundel Hessemer, Arbeitskreis Neue Erziehung

Ich wäre die Letzte, die Ihnen da persönlich oder sonst wie irgendwelche Vorwürfe macht. Ich denke mir nur, das ist typisch. Das ist einfach meiner Ansicht nach auch Blindheit von Wirtschaft. Wir haben heute bei Frau Hestermann gerade in brillanter Weise gesehen, dass bestimmte Zielgruppen bestimmte Angebote brauchen. Oder auch die Strafgefangenen brauchen auch

ganz bestimmte Angebote. Die Wirtschaft ansonsten, guckt sich doch auch an, wie sie die unterschiedlichen Zielgruppen bedienen kann. Deutlicher gesagt: Sie guckt auch, wie sie bei unterschiedlichen Zielgruppen unterschiedliche Bedürfnisse *wecken* kann. Mir ist es immer wieder unbegreiflich, dass die Migranten da so rausfallen, weil wir z.B. wissen, dass die Migranten mit türkischer Herkunft – wenn sie denn das Internet nutzen – diejenigen sind, die richtig Vielnutzer sind. Das müsste doch eigentlich von Interesse sein.

Wenn Sie feststellen, die Digitale Spaltung ist da und scheint sich auch in gewisser Weise zu zementieren, jedenfalls erst mal nicht aufzulösen, dann stellt sich auch noch mal die Frage, warum das so ist. In einer kleinen Untersuchung, sicherlich nicht repräsentativ und mit Ihrer überhaupt nicht zu vergleichen, haben wir z.B. festgestellt, dass Frauen dann das Internet nutzen, wenn sie es für ihre beruflichen Zwecke nutzen können. Aber für andere Interessen, die gerade Frauen haben, und wir kommen aus einem Elternverein, da ist die ganze Breite der Erziehungsfragen, ist es ihnen überhaupt nicht bewusst. Das muss ihnen jemand sagen. Das sind ganz spezielle Interessen. Und ich wundere mich. Was fängt Wirtschaft mit diesen Daten an, frage ich mich, wenn sie doch Zielgruppen bedienen möchte und auch muss?

Prof. Dr. Herbert Kubicek, Universität Bremen, ifib

Diese Beschränkung auf die deutschsprachige Bevölkerung haben Sie bei der ARD/ZDF-Onliner-Studie. Sie haben das beim D21 (N)Onliner-Atlas, und das hat ein ganz praktisches Problem. Sie können mit nicht Deutsch Sprechenden ganz schwer Telefoninterviews machen.

Gundel Hessemer, Arbeitskreis Neue Erziehung

Ich sprach nicht von nicht Deutsch Sprechenden.

Prof. Dr. Herbert Kubicek, Universität Bremen, ifib

Aber das ist dann die Definition. Man muss das definieren. In dem Moment, wo Sie an das Fremdsprachenproblem kommen, dann haben sie ein nicht mehr

managebares Problem, denn das ist ein Massenservice. Deshalb machen es alle gleich. Das ist kein spezielles Problem.

Gundel Hessemer, Arbeitskreis Neue Erziehung

Für mich geht es nicht darum, dass die eine andere Sprache sprechen, sondern nur darum festzuhalten, dass es eine andere Zielgruppe mit anderen Bedürfnissen ist.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Noch eins drauf gesetzt: Werberelevant waren ja eigentlich auch nur die Leute bis 49, was sich inzwischen beginnt etwas anders darzustellen, denn die Kohle liegt bei den Alten und nicht bei den Jungen.

Peter Hellmonds, Siemens AG

Ich bin Leiter des Referats für *Public and International Affairs* bei Siemens in München. Ich freue mich, dass ich hier das erste Mal bei diesen Berliner Gesprächen dabei sein kann. Auch der (N)Onliner-Atlas von D21 misst eigentlich primär Infrastrukturzugang. Wer hat schon mal am PC mit dem Internet was gemacht? Das ist also mehr eine quantitative Erhebung. Was mir fehlt, ich denke, das sollte man in einer zukünftigen Studie mal aufgreifen, ist eigentlich, was sie denn machen, dass man sich auch mal die Qualität dieses Internetzugangs anschaut. Holen sie sich Bildungsangebote ab?

Kommunizieren sie im Chat – national oder international? Surfen sie einfach nur wild drauf los? Suchen sie sich konkrete Informationen? Die Qualität dieser Nutzung sollte man auch mal abgreifen und auch die Frequenz der Nutzung.

Dr. Nikolaus Schmitt-Walter, SevenOne Media GmbH

Diese Fragen werden auch gestellt, beispielsweise von der ARD/ZDF-Onlinestudie. Wir machen das auch. Wir haben das letzte Mal vor zwei Jahren eine wirklich intensive qualitative Nutzerbefragung gemacht, wo wir sehr detailliert erhoben haben, was die Leute am Internet interessiert, was und wie intensiv sie es machen. Bei uns gibt es auch Kostenfaktoren. Wir haben das aus Kostengründen leider einstellen müssen und beschränken uns auf sehr

wenige inhaltliche Faktoren, die eher mit *E-Commerce* und *Video-Streaming* und Multi-Media-Nutzung zu tun haben. Aus Zeitgründen konnte ich hier aber nur einen sehr geringen Ausschnitt der Daten, die wir erheben, darstellen.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Ich will nun eine Art Gesamtzusammenfassung aller fünf bisherigen Veranstaltungen versuchen. Es war gerade die Frage angesprochen worden, wie sieht die Qualität der Internetnutzung aus? Wenn ich alle fünf Veranstaltungen zusammenfasse, dann kann man sagen, dass eigentlich die Stärke, aber durchaus auch manchmal die Schwäche dieser sehr vielfältigen Internetwelt für spezielle Gruppen die ist, dass es unzählige Blüten gibt. Und es ist schön, dass die alle blühen, dass man sich aber manchmal auch die Frage stellen muss, wie es eigentlich mit dem Zusammenklang all dieser Projekte aussieht. Wie viele Synergien werden wirklich geschaffen?

Auf der einen Seite ist es ganz toll, Benchmarking-Modelle präsentiert zu bekommen. Aber wie hoch ist der Generalisierungsgrad und der Auswirkungsgrad? Ich glaube, dass die Veranstaltung gerade da ihren großen Wert gehabt hat und hat, dass sie uns alle nicht nur zum Staunen gebracht hat, was es irgendwo in Tuttlingen und Stuttgart und wo auch immer gibt, sondern dass Menschen einfach zusammengekommen sind. Das würde ich erst einmal als einen ganz großen Wert sehen und eben nicht nur die Information darüber.

Das [EIM](#) führte mit internationalen Partnern ([World Internet Project](#)) 2002 eine weltweit vergleichende Internet-Studie durch. Ohne auf methodische Details einzugehen, hier einige Ergebnisse:

Deutschland liegt nicht an der Spitze der Bewegung, wenn es darum geht, wie weit ist das Internet wirklich entwickelt, wenn es um Integration geht. Dafür gibt es Gründe. Lassen Sie mich das ganz kurz interpretieren.

Was ist das für eine Studie? Das Europäische Medieninstitut hat zusammen mit etlichen Partnern in der ganzen Welt – Universität in Tokio, Universität Los

Angeles, aber auch Partnern in Ländern wie Ägypten z. B. und Ländern, die nicht ganz so weit entwickelt sind, eine große, jeweils pro Land repräsentative Internetstudie über mehrere Jahre durchgeführt. Die zeigt, es gibt viele andere Studien, insofern sind die Daten inzwischen relativ nah beieinander, dass – wenn es um die Penetration der Bevölkerung mit dem Internet geht – Deutschland sich im mittleren Bereich bewegt. Wenn wir Afrika nehmen, dann ist das dramatisch wenig bis gar nichts. Und wenn wir hier über Digitale Spaltung sprechen, dann kann man das einerseits intranational für ein Land sehen. Dann gibt es Gründe dafür zu sagen, na ja, noch ist Deutschland nicht in der Katastrophe. Wenn man es international sieht, würde man durchaus bedauernd sagen müssen, wir sollten gar nicht anfangen über Digitale Spaltung zu sprechen, solange wir noch eine gigantische analoge Spaltung haben. Afrika und große Teile der Welt sind noch nicht mal analog, geschweige denn digital angesprochen.

Wir haben als europäisches Medieninstitut auch relativ viel Kontakt mit der Weltbank. Dort wird die These vertreten, dass es einen so genannten Digital Solidarity Fund geben könnte. Das würde ich auch adäquat – um wieder nach Deutschland zurückzukommen – für viele der hier heute diskutierten benachteiligten Gruppen ansprechen wollen, dass ja manchmal zunächst die Benachteiligung, wenn sie denn mit der richtigen Integration versehen wird, sogar zum Vorteil werden kann. Keine Missverständnisse, ich bin nicht zynisch. Benachteiligung ist kein Vorteil. Aber wir haben es bei Blinden gesehen in einer der letzten Veranstaltungen, wo hier plötzlich Instrumente an die Hand gegeben werden, die sogar – eine etwas komische Terminologie – einen Wettbewerbsvorteil bieten können, weil Instrumente kommen, wo spezifische Fähigkeiten, die ein Benachteiligter, ein Behinderter hat, die ein anderer gar nicht hat, plötzlich immens zum Tragen kommen können.

Mit anderen Worten, wir können manchmal auch die Idee rumdrehen und sagen: Mit Hilfe der digitalen Welt kann plötzlich sogar ein Vorteil geschaffen werden, genau weil vorher ein Nachteil da war. Aber ich will das nicht vertiefen.

Trotz allem noch mal zurück zur Positionierung Deutschlands in der internationalen Welt: Es ist relativ leicht zu sagen, das hängt alles nur mit mangelnder und verfehlter Politik zusammen. Wir haben in dieser Studie eine Korrespondenz zu PISA gesehen, die auch eine Entlastung ist. Es ist nämlich relativ leicht, auf Finnland zu verweisen. PISA korrespondiert übrigens in vieler Hinsicht mit Internetnutzung. Eine Interpretation ist z. B. zu sagen, die sind in Skandinavien besser, weil die eine bessere Internetausstattung, Zugang haben, damit sind sie auch besser gebildet. Das Umgekehrte könnte man sich auch vorstellen: Die sind besser gebildet, also nutzen sie eher das Internet.

Der eigentliche Grund ist in der ganzen Debatte relativ selten zum Tragen gekommen. Es ist nicht so schwierig, in einem sehr viel homogeneren Land wie Finnland, mit sehr viel weniger Einwohnern, einen gemeinsamen höheren Standard zu erreichen, als in einem Land wie Deutschland – auch das hatten wir in der Reihe diskutiert – mit einem großen Anteil von Migration, mit sehr viel heterogeneren Bevölkerungsstrukturen. Und das ist rein statistisch. Das ist eine reine Frage der absoluten Zahl und nicht nur immer eine Frage verfehlter Politik. Man sollte diesen Realitätsgehalt auch immer mal ab und zu einführen, weil es nicht immer nur eine Frage ist, ja, die anderen sind besser, wir sind schlechter. Wir haben Probleme, die andere nicht haben, auch wirtschaftliche Probleme. Wir haben sicherlich auch Erwartungen, die andere vielleicht nicht in dieser Form haben. Wir sollten deshalb auch die Realität dabei beachten.

Interessant fand ich in unserer Studie allerdings, dass in USA man schon bei 70 % der Haushalte ist. Man kann wahrlich nicht sagen, dass die USA nicht diese Sozialstruktur, keine Probleme wie Deutschland hat. Da kommt dann doch der Verdacht auf, dass dieses alte Vorurteil nicht nur ein Vorurteil im Sinne von falschem Vorurteil ist, dass manchmal auch der Enthusiasmus, manchmal auch die Neugierde, manchmal auch die Unkompliziertheit im Umgang mit Dingen, manchmal auch der mehrfach angesprochene soziale Kontext eine Rolle spielt, die Ansteckung, vielleicht in Europa allgemein und manchmal in Deutschland auch ganz besonders nicht unbedingt immer so ist, dass eine neue Technologie begeistert und freudig aufgenommen wird, sondern

dass alle erst Mal überlegen, wie gefährlich ist das denn eigentlich. Insofern – glaube ich – hat es auch ein bisschen mit Mentalität und nicht unbedingt mit verfehlter Politik zu tun.

Noch etwas zur Digitalen Kluft: Ich springe – wie Sie merken – schon längst zwischen unserer Studie und einer gewissen Annäherung an die gesamte Reihe hin und her. Ich glaube, eines wäre verheerend, wenn wir die Gefahr der Digitalen Teilung in Deutschland nur als ein Sozialarbeiterproblem, ein sozialpädagogisches Problem sehen würden. Was heißt das? Dass wir es im Grunde nur betrachten als etwas, was dann bestimmte Gruppen zwar nicht integriert, ansonsten aber mit dem Großen und Ganzen nichts zu tun hat. Das Gegenteil ist richtig. Es wurde mehrfach angesprochen. Die Tatsache, dass fundamentale Gruppen bislang nicht im Internet sind, heißt, dass viele auch gerade wirtschaftliche Möglichkeiten des Internet, die es gibt, eben nicht durchgesetzt werden können, so wie Sie erst dann eine Infrastruktur für Kommunikation – sei es Telefon, Fernsehen – wirklich konsequent aufbauen können, wenn mehr als 90 oder 95 % wirklich sich dieses Mediums bemächtigen. Insofern ist auch der Ansatzpunkt einer, den man umkehren und sagen kann: Digitale Teilung heißt, dass bestimmte Dinge aus sozialer Rücksicht nicht umgesetzt werden können. Das ist ja auch durchaus richtig. Es heißt aber auch, dass die gesamtwirtschaftliche Entwicklung verlangsamt ist. Und ich glaube, wir leben in einer Welt, in der Sentimentalität und sozialarbeiterisches Denken – mit Verlaub – relativ wenig populär sind und immer nur die Frage ist, wie wirtschaftlich und wie ökonomisch sinnvoll ist etwas. Das kann man mögen, das kann man nicht mögen, das ist so. Insofern würde ich da auch noch mal aufgreifen, ja, ob das ältere Menschen sind, ob das Migranten sind, wer auch immer, die sind wirtschaftlich interessante Gruppen. Insofern ist das gar nicht eine Frage, nett zu denen zu sein oder irgendwie besonders nachsichtig oder was es sonst noch an fiesem Vokabeln gibt, sondern es ist eine Frage, die gesamte Wirtschaft und das gesamte System über die Überwindung dieser Digitalen Teilung weiterzubringen. Das, kann ich sagen und könnte das mit unseren Zahlen auch versuchen zu belegen, ist auch etwas, für das wir Indikatoren in unserer eigenen Studie sehen.

Die Lektionen, die ich – das ist sehr subjektiv – gelernt habe, sind eigentlich folgende. Was relativ wenige angesprochen haben, was aber – glaube ich – auch ein wichtiger Punkt ist, dass die digitale Welt ja nicht nur die, die selbst in irgendeiner Weise benachteiligt sind, mit der Welt verbindet, das Umgekehrte gilt auch. Die so genannten Nichtbenachteiligten, wahrscheinlich sprechen wir eher über ein Kontinuum als eine klar voneinander abgrenzbare Gruppe, denn in irgendeiner Weise sind wir alle – egal, ob offen, etikettiert oder durch andere komische Verhaltensweisen – auf irgendeinem Punkt dieser Skala alle benachteiligt. Insofern ist es gar nicht eine Frage der Abgrenzung, sondern wo man was positioniert. Aber was für mich wichtig ist, nicht nur, dass man sozial oder wie auch immer Benachteiligte mit dem Rest der Welt in Verbindung bringt, das Umgekehrte gilt auch. Auch das sollten wir sehen. Die digitale Welt bietet ja auch die Möglichkeit, Images von sozialen Gruppen zu verändern und mit Realität zu versehen. Ich kann von mir offen sagen, das war jetzt nicht mein Hauptthema, was diesen Veranstaltungszyklus angeht. Ich habe hier über die Diskussion sehr viel mehr auch über die Webangebote gelernt, über viele Gruppen, als ich 20 Jahre vorher jemals gewusst habe. Und das ist auch etwas, was auch mit Images, mit Vorurteilen, mit Integration zu tun hat. Das wäre für mich der erste Punkt.

Wir haben uns vor allem in dieser Reihe, aber dann mit den weiteren vier Funktionen – also erst einmal Information über benachteiligte Gruppen sollte man nicht vergessen – befasst, aber vor allem natürlich mit der Frage, wie denn Lernen und Bildung zustande kommen. Und da, muss ich sagen, glaube ich, dass wir an der Stelle, was die Didaktik betrifft, gerade auch das, was wir heute gesehen haben, genügend herausragende Modelle zur Verfügung haben, dass es für mich keine Entschuldigung mehr wäre zu sagen, ja, wir müssen erst noch Didaktik entwickeln. Das kann verfeinert werden, das kann spezifisch zugeschnitten werden, aber für mich war es überzeugend zu sehen im gesamten Veranstaltungszyklus, ja, die Didaktik ist da. Was nicht da ist und wo meines Erachtens der Hauptverbesserungsbedarf für fast alle Gruppen noch liegt, ist allerdings nicht die Didaktik, ist nicht die Technologie, ist auch nicht der Zugang, der irgendwie geschaffen werden kann, das ist eine finanzielle Sache,

sondern es ist die Software und der Inhalt. Auch das wurde heute schon ein paar Mal angesprochen.

Denn was ist denn nun eigentlich, damit gehe ich noch mal auf die Studie zurück, wenn die Leute bereits das Internet nutzen? Finden Sie denn dann auch wertvolle Angebote? Da allerdings glaube ich, dass im Bereich der Softwareentwicklung, der Websites, der Inhaltenstrukturen, meinerwegen pädagogisch oder was auch immer, noch ein sehr großer Bedarf, auch ein Nachholbedarf ist, das würde ich mir von den Diskussionen künftig auch von Digitalen Chancen wünschen, ja, wir sind drin im Internet, aber was dann. Wir finden international heraus, dass die Hauptnutzungsform, das allerdings ist wertvoll, erst mal die Kommunikation ist, dass E-Mail die Hauptnutzungsform fast aller Gruppen ist, auch derer, die benachteiligt sind, und dass der soziale Kontakt zuerst mal das Internet ausmacht, anders als es beschrieben wurde, dass wir für alle Gesamtgruppen finden, dass die Informationssuche erst an zweiter Stelle kommt. Erst kommt mal Kommunikation und, auch das durchaus beachtenswert, Kommunikation nicht nur im Sinne von voranbringende, konstruktive Kommunikation, sondern – mit Verlaub – auch von dummem Zeug. Nun ist das ja nicht schlimm, Hauptsache, wir sind drin, wir haben mal drüber geredet, um noch mal was Rheinisches in die Waagschale zu werfen: Zum Glück war ja das DRK im Rheinland sehr gut vertreten, Herr Ungeheuer, aber ich glaube, dass es sich lohnen würde, noch mal sehr genau über die inhaltliche Frage zu sprechen und nicht mehr zu sagen, Hauptsache man hat den Anschluss und der Rest ergibt sich von selbst. Nein, er ergibt sich nicht von selbst. Auch hier hat die Veranstaltung gezeigt, es gibt herausragende inhaltliche und Softwareangebote.

Den dritten Punkt, speziell für körperlich Behinderte, empfand ich als eine der fundamentalsten Lektionen, wie immens gut – wenn auch teuer, das ist ja ein weiteres Problem – die Hilfestellung in der digitalen Welt mittlerweile für körperlich und auch geistig Behinderte ausschaut, phänomenal. Da kann man sagen, da geht eine Welt auf. Da ist es eigentlich nur eine Frage, wann und ob finanziell die Situation so sein wird, dass aus einem wirklich Benachteiligten ein

plötzlich privilegierter Mensch werden kann, nehmen wir Behinderte, Blinde, körperlich Behinderte, was auch immer, auch in Richtung auf Arbeit.

Der vierte Punkt schließlich, und auch das wurde heute – Frau Hestermann, jetzt sind Sie noch mal angesprochen – deutlich, es ist ja auch wertvoll, wenn Menschen einfach Spaß haben, wenn sie einfach Sinn an etwas sehen, ohne dass man sofort an Ausbildung, an Beruf, an konstruktives Bürgersein denken muss. Nein, auch die zeitliche Beschäftigung, die Erweiterung eines Horizonts, die erst mal vermeintlich nur ein Ziel in sich selber sieht, ist ein ganz zentraler Punkt. Kontakt mit anderen Menschen ist wertvoll. Auch das ist einer der Punkte, der zu den großen Handicaps gehört.

Und last not least, zusammenfassend glaube ich insgesamt, dass die digitale Welt nicht nur eine Frage davon ist, dass diese Digitale Kluft geschlossen werden muss, damit die anderen nicht benachteiligt werden, sondern es geht genau um das Umgekehrte. Die digitale Welt und die nicht digitale Welt korrespondieren höchstgradig miteinander. Was in der nicht digitalen Welt an Problemen da ist, ist auch in der digitalen Welt da. Es gibt in der digitalen Welt neue Diskriminierungen. Es gibt neue Abgrenzungen, aber wir müssen sie nicht akzeptieren. Insofern würde ich sagen: Wenn wir das schaffen, die vermeintlich Benachteiligten digital mit einem Vorteil sogar zu versehen – es gibt in der Psychologie so ein Alfred-Adler-Modell, man wird besonders gut in dem, was man besonders schlecht kann, also wer irgendwie ein schlechter Schwimmer ist, wird dann plötzlich Schwimmweltmeister, oder wer Kommunikationsprobleme hat, studiert Kommunikationswissenschaften – also man könnte dies durchaus übertragen und sagen, ein Handicap zu einem Vorteil machen, das geht mit Hilfe der digitalen Welt.

Das sollte aber immer noch kein Abschlusswort sein. Ich habe noch eine allerletzte Bemerkung nach der Diskussion. Es gibt noch zwei ausstehende Anmerkungen.

Wilhelm K. Barthelmeß, FIDUCIA IT AG

Ich komme von der FIDUCIA IT AG und bin gleichzeitig Vorstand in der Initiative D21. Was mir heute ein bisschen fehlt: Wir haben über die Internetnutzung gesprochen und sprechen dann über Randgruppen. Ich glaube nicht, dass die, die nicht im Internet sind, alles Randgruppen sind, sondern wir definieren sie jetzt einfach so.

Ich glaube, dass wir hinbekommen müssen, dass wir die Bedürfnisse der Menschen in jedem Alter, in jeder Berufsgruppe, wo sie herkommen, welche Ausbildung sie haben, erst mal ermitteln müssen und dann ein Angebot im Internet auch transparent machen müssen, damit ein Interesse da ist. Jetzt zu sagen, nur weil einer 65 ist, er ist nicht im Internet, da ist er eine Randgruppe, wäre ein Fehler. Wir müssen dahin gehen zu sagen, was hat ein 65-Jähriger für ein Interesse daran, ins Internet reinzugehen. Die Diskussion, die wir auch hatten, ist auch wichtig: Wo hat jemand Möglichkeiten ins Internet zu gehen? Wenn wir heute jemanden fragen, der 65, 70 ist, vielleicht hat er vor einem Jahr mit seinem Enkel mal vor dem Internet gesessen und sagt, ja, ich habe das auch mal probiert. Aber er ist eigentlich kein Nutzer. Wir müssen also sehen, wo ist der Zugang, und was machen die Leute damit.

Was mich beeindruckt hat, Frau Hestermann, ist Ihr Programm. Es zeigt mir aber auch auf, dass wir über Informationen, was wo gemacht wird, viel zu wenig wissen, dass wir hier auch eine Möglichkeit finden müssen und dass wir die Dinge, die schon angegangen sind, verwenden. Wir haben in der Initiative D21 ein [Ambassador-Programm](#). Das war eine Zielsetzung aus der deutschen Industrie, dass wir in Schulen reingehen und jungen Leuten sagen, welche Zielsetzung verfolgt man eigentlich mit Technologie. Es gibt heute keinen Beruf mehr, wo ich nicht irgendwo mit Computern zu tun habe oder mit Internet. Wir haben ungefähr tausend Mitarbeiter aus verschiedenen Industrieunternehmen, die bereit sind, Vorträge in Schulen zu halten. Ich würde mir eigentlich wünschen, dass wir Ihr Programm gleich mitnehmen können und den Lehrern erzählen. Für mich ist es ein Phänomen, wenn wir später feststellen, dass Leute keine richtige Ausbildung haben, dass sie aus Schulen rauskommen und dass

wir sie nachher schulen. Wir müssen sie vorher schulen. Wir müssen sehen, dass wir die Bewegungen, die jetzt richtig sind, weil wir eine Lücke haben, nach vorne bringen, dass wir dort ansetzen, wo es eigentlich richtig wäre, in den Schulen. Das sind Punkte, wo wir solche Dinge mit reinnehmen können.

Der andere Punkt: Sie sagten in Ihrer Zusammenfassung, vielleicht haben wir ein Problem mit der Software in der Anwendung, die Methodik ist vorhanden. Vielleicht sollten wir uns an den Unis mal überlegen, ob wir nicht eine Bewegung ins Leben rufen, wie wir es auch bei der Technologie mit Linux gemacht haben, dass man einfach sagt: Wenn wir Lernprogramme haben, es gibt so viel Leute, die könnten Interesse daran haben, warum schafft man nicht eine Plattform, Wissens-Linux z.B., und fordern alle die auf an den Universitäten, Programmierer, die abends vielleicht versuchen, einen Wurm in Wohnzimmer reinzusetzen, sich mal anders zu betätigen. Das wäre eine ganz neue Bewegung, wo wir solche Programme erstellen können. Und das wären vielleicht auch Punkte, die man dann hinterher werblich darstellen kann.

Und was ich mir eigentlich wünsche, ist, dass wir nicht darüber sprechen, wer im Internet ist und wer nicht drin ist, sondern dass wir Slogans irgendwo finden, die wir dann in die richtige Industrie reinbekommen. Nehmen wir das Gesundheitswesen, das ist ein Thema für ältere Menschen. Wenn wir dort Krankenkassen finden, die sagen, Patientenberatung im Internet ist günstiger, dann hat ein älterer Mensch auch das Bedürfnis, vielleicht damit – bevor er da ein Taxi nehmen muss, selbst bezahlen muss – übers Internet reinzugehen. Ich glaube, wir müssen uns hier neue Wege überlegen, wie wir die Leute ansprechen. Das wäre meine Vorstellung dazu. Aber vielleicht sollten wir solche Punkte sehen, dass wir versuchen, auch die verschiedenen Aktivitäten, die wir haben, irgendwo zusammenzustellen. Wir reden über Internet, über *Chatrooms*, wir können Software auch in *Chatrooms* entwickeln. Wir können sie testen. Da müssen wir sehen, wie wir das zusammenbekommen. Ich würde mich gern dafür einsetzen, dass wir solche Themen auch in die D21 aufnehmen, dass wir da versuchen, es etwas mit zu unterstützen, weil wir hier normalerweise über *Private-Public-Partnership* sprechen und auch hier mit den entsprechenden

öffentlichen Händen in Kontakt stehen. Ich denke, dass es wirtschaftlich für die Bundesrepublik richtig ist, wenn wir alle Gruppen einbeziehen und das gemeinsam dann nach vorne bringen.

Also für mich war der Tag oder der Abend hier sehr interessant. Herzlichen Dank für die Einladung.

Reinhilde Godulla, Verband für sozial-kulturelle Arbeit

Ich arbeite auch in einem Jugendprojekt im Internet, aber wir sind auch der Dachverband der Nachbarschafts- und [Stadtteilzentren](#). Ich wollte etwas zu den älteren Menschen sagen. Es gibt Programme in *Senioren ans Netz*, das ist aber oft eine Hemmschwelle. Da geht nicht unbedingt jeder hin. Es passiert bei uns relativ häufig, dass ältere Menschen vorbeikommen und sagen, ich würde das auch gerne lernen, oder, was kann man da überhaupt machen. Ich glaube, es gibt Unmengen von Ressourcen. Es gibt das ja bei der Stütze usw. Da könnte man sagen, diese Räumlichkeiten könnte man auch zu anderen Uhrzeiten für alle zur Verfügung stellen, dass sie erst mal schnuppern können. Und dann werden sie interessiert und danach kommt der Schritt weiter. Aber wenn ich erst mal nichts kenne und noch nichts angefangen habe und mir vorstelle, ich kann das gar nicht, passiert auch gar nichts. Das würde ich auch unter Netzwerk Digitale Chancen verstehen, nicht nur diese spannenden und wirklich tollen Vorstellungen, die es hier gab, sondern einfach gucken, wie kann man Ressourcen einfach auch noch mehr ausnutzen, so dass alle einfach Zugänge haben.

Veranstaltungsteilnehmer

Ich kann mir vorstellen, wir machen einen Support für Omas. Aber das kann in der Schule anfangen, dass wir den Kindern sagen, rede doch mal mit deiner Oma, wie das geht. Das ist relativ einfach. Wir haben Jugendorganisationen, ob das Pfadfinder sind, die sagen ja, *jeden Tag eine gute Tat*, besuche mal eine Oma und bringe sie rein und zeige der mal, wie das Internet geht. Das sind alles Ansätze. Ich glaube, wir müssen solche Ideen mal zusammenbringen und

dort eine Ideensammlung haben. Ich denke, dass wir dann die 75 % 2007 erreichen werden. Ich bin da ganz sicher, dass wir das hinkriegen.

Prof. Dr. Herbert Kubicek, Universität Bremen, ifib

Diese Veranstaltung ist noch nicht beendet, sie geht gleich draußen bei Getränken und Snacks weiter, aber sie bildet zunächst einmal den Schluss dieser Reihe der Berliner Gespräche zur Digitalen Integration. Sowohl die Berliner Gespräche als auch der Printnewsletter der Stiftung Digitale Chancen, der "net.werker", waren zeitlich befristete Projekte, die die Stiftung Digitale Chancen im Auftrag ihres Schirmherrn, des Bundesministeriums für Wirtschaft und Arbeit durchgeführt hat.

Aus Sicht der Stiftung sind beide Projekte sehr erfolgreich verlaufen, doch nun müssen wir uns Gedanken machen, ob und wie wir diese Aktivitäten weiter fortsetzen können. Vieles von dem, was heute und in den anderen Gesprächen gefordert wurde, stellt die Stiftung Digitale Chancen bereits zur Verfügung. Sie finden auf unseren Webseiten Informationen und Materialien, auch Statistiken zur Internetnutzung, und neben vielem anderen auch einen umfassenden Überblick über Projekte, die mit den verschiedenen Zielgruppen durchgeführt werden und von denen wir hier in den Veranstaltungen einige wenige auswählen konnten, sich zu präsentieren.

Wir könnten auch die Frage, wie viele Internetcafés es für Obdachlose gibt, in unserer Datenbank mit rd. 7.000 Internetcafés in Deutschland klären. Das ist im Moment die Dienstleistung der Stiftung, hinter der ein sehr hoher Aufwand steht, für den es nicht einfach ist, Sponsoren und Geldgeber zu finden. Ich will aber jetzt nicht noch die Reihe derer, die sagen, wir tun Gutes und brauchen Geld, erweitern.

Ähnlich sieht es aus mit dem Print-Newsletter. Herstellung und Postversand eines solchen Produktes sind relativ aufwendig. Wir werden deshalb die Herausgabe des net.werker in Form eines elektronischen Newsletters im PDF-Format fortsetzen. Damit tragen wir einerseits dem Kostenfaktor Rechnung,

andererseits aber auch dem Bedürfnis derjenigen Leser, die lieber ein Papierdokument in die Hand nehmen, als am Monitor einen Text aufzurufen.

Wenn Sie an der Arbeit der Stiftung Digitale Chancen interessiert sind, registrieren Sie sich für den elektronischen Newsletter. Schauen Sie, wenn Sie Beispiele und Partner suchen, in die Seiten der Stiftung und melden Sie natürlich Ihr eigenes Internetcafé zur Aufnahme in die Datenbank.

Die Stiftung wird in den nächsten Monaten zwei Projekte durchführen, auf die ich Sie hinweisen möchte. Das eine betrifft die Situation der Menschen mit Behinderungen. Wir haben im letzten Jahre mit der *Aktion Mensch* den BIENE Award ausgeschrieben und vergeben, bei dem sich deutschsprachige Internetangebote aus verschiedenen Sparten, *E-Commerce, E-Government, Kultur und Gesellschaft, Wissenschaft und Forschung sowie Medien*, beteiligen konnten, wenn sie den Anspruch hatten, barrierefrei gestaltet zu sein. Das hat dem Anliegen der Barrierefreiheit sehr viel Auftrieb gegeben und öffentliche Aufmerksamkeit verschafft. Und gerade jetzt haben wir wieder mit der *Aktion Mensch* den BIENE-Award für das Jahr 2004 ausgeschrieben. Die Bewerbungsfrist läuft bis 1. August dieses Jahres. Und in dem neuen *net.werker* steht dann auch, "*Die Biene summt wieder los*".

Das zweite Projekt, "Surfen zum Job – Digitale Chancen auf dem Arbeitsmarkt" das unsere Stifter, AOL und Accenture, unterstützen, wird sich im kommenden halben Jahr damit beschäftigen, die Chancen, die der Virtuelle Arbeitsmarkt trotz aller zum Teil auch unberechtigten inhaltlichen Kritik bietet, den Multiplikatoren in sozialen Einrichtungen zu vermitteln. Wir sehen da die eigentliche Herausforderung. Denn es geht schon lange nicht mehr nur um Zugang zum Internet, den bieten die Arbeitsagenturen in großem Umfang. Es geht auch nicht mehr darum, zu lernen, wie man eine Maus bedient. Sondern die Chance im Virtuellen Arbeitsmarkt besteht darin, dass man als Arbeit Suchender sein eigenes Profil formulieren kann und die offenen Stellen, die von den Arbeitgebern gemeldet werden, dann mit diesen Profilen abgeglichen werden. Die Vorstellung, dass die meisten Arbeit Suchenden von heute auf

morgen, sozusagen vom Klient des Beraters plötzlich zu jemandem werden, der sein eigenes Profil dort definieren kann, ist unrealistisch. Hier geht es auch gar nicht um die Bedienfähigkeit für das Internet. Vielmehr ist die Fähigkeit zur Selbsteinschätzung und Selbstdarstellung gefragt und die Medienkompetenz, das dann in das Webangebot des Virtuellen Arbeitsmarktes einzubringen.

Die Trainingsmaßnahmen, die wir bisher entwickelt haben, zielen im Grunde darauf, die Mediennutzungskompetenz an diesen Anwendungen festzumachen. Arbeitsberater, ob sie jetzt in Sozialämtern, bei den Wohlfahrtsverbänden oder in sonstigen Einrichtungen freier Träger oder der Selbsthilfe tätig sind, müssen lernen, mit diesen Instrumenten umzugehen und ihre Klienten an die Nutzung heranzuführen.

Wir haben bereits einige Testseminare in Bremen durchgeführt und waren zunächst erstaunt über die negativen Vorurteile der meisten Berater. Sie lesen die negative Berichterstattung über die Bundesagentur für Arbeit und den Virtuellen Arbeitsmarkt in der Zeitung, sie kennen das alte Stelleninformationssystem und sind trotz aller vorhandenen Mängel im Umgang damit vertraut. Wenn sie dann das neue Angebot aufrufen und wenn die ersten Probleme z. B. durch Serverbelastung oder ungenaue oder ungewohnte Formulierungen auftreten, brechen die meisten ab und kommen gar nicht bis zu dem Punkt, wo die Profilbildung ansteht. Durch die Trainings ist es uns gelungen, diesen Multiplikatoren die Chancen, die in einer passgenaueren, System gestützten Vermittlung auch für gering qualifizierte Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer liegen, zu verdeutlichen.

Wenn Sie daran interessiert sind, in Ihrem Bereich ein Trainerseminar zu veranstalten, bei dem wir Ihre Multiplikatoren in die Lage versetzen, mit der Jobsuche und Berufsorientierung online vertraut zu werden, und sie auch mit entsprechenden Materialien ausstatten, dann sind Sie herzlich eingeladen, an diesem Projekt teilzunehmen. Sie werden über die Seiten der Stiftung Digitale Chancen sehen, wann und wo solche Angebote gemacht werden.

Fragen, die sich zu einzelnen Projekten ergeben, können Frau Croll als Geschäftsführerin und ich gerne dann auch gleich beantworten.

Prof. Dr. Jo Groebel, Europäisches Medieninstitut

Mein allerletztes Wort ist, Ihnen, Herrn Kubicek, Frau Croll und vielen anderen zu danken, auch persönlich zu danken, nicht nur für die Ausrichtung einer gesellschaftspolitisch und wirtschaftspolitisch immens wichtigen Veranstaltung, sondern auch dafür, dass Sie zusammen mit den Nestoren vom Wirtschaftsministerium, Herrn Jesse, Herrn Sandl u. v. a., dies überhaupt möglich gemacht haben. Mein Dank ist vor allem deshalb auch groß, nicht nur weil mir das Spaß gemacht hat, sondern weil ich auch selber etwas gelernt habe. Und ich finde, das ist das schönste Lernen, wenn man etwas anbietet, aber gleichzeitig auch etwas zurückbekommt. Das Angebot war eher, ein bisschen der Versuch zu moderieren, aber eben auch gleichzeitig etwas zurückzukriegen im Sinne von Lernen. Dafür danke ich und würde gerne jetzt doch noch mal den Applaus wirklich kollektiv Herrn Kubicek, Frau Croll, Herrn Sandl, Herrn Jesse und allen, die beteiligt waren, die jetzt keinen Applaus bekommen haben, noch mal gönnen.

Samenkörner, die einmal im Boden sind, sprießen auch weiter. Nicht noch eine Zusammenfassung, ich würde nur Folgendes sagen: Ich gehe raus und habe fünf „B's“ gelernt während dieser Veranstaltung. Ich glaube, dass es wichtig ist für all die unterschiedlichen Projekte, wie für das Projekt insgesamt, erst einmal ein Bewusstsein zu schaffen, das „B“ von Bewusstsein ist das erste. Dass man Begreifen muss, ist das Zweite, also auch ein Wissen aufbaut, dass man – das ist das blödeste „B“ – leider auch immer dafür bezahlen muss, das ist auch ganz wichtig. Und was ganz wichtig ist und was auch ein Effekt dieser Veranstaltung war, dass man Beziehungen aufbauen und pflegen muss, also ein soziales Netzwerk bekommt. Und das Allerwichtigste ist, dass man dabei bleibt, das ist nun ein bisschen gezwungen, aber ich wollte partout noch ein fünftes „B“ unterbringen, dass man all das, was man sich vorgenommen hat, auch regelmäßig bearbeiten muss, also handeln muss. In dem Sinne danke ich noch mal allen. Und weiterer Dank wird dann nachher bei der Suppe, beim

Brötchen und beim Kaffee ausgetauscht. Danke Ihnen und natürlich noch mal Dank an Herrn Schmitt-Walter, Frau Freudenthal, Herrn Hendricks, Frau Hestermann und Herrn Ungeheuer. Vielen Dank.